Lokis.

Von

Prosper Mérimée.

(Geb. 1803, gest. 1870.)

Aus dem Französischen

von

Auguste Scheibe.

I.

. . . .

Theodor, sagte Professor Wittembach, sei so gut und reiche mir das in Pergament gebundene Heft dort von dem zweiten Brett über dem Schreibtisch herüber; nein, nicht das, sondern jenes in klein Octav. Ich habe darin alle Notizen aus meinem Tagebuche von 1866, oder wenigstens alle die, welche sich auf den Grafen Szemioth beziehen, zusammengetragen.

Dabei setzte der Professor die Brille auf und las inmitten des tiefsten Schweigens was folgt:

Lokis

Motto: Miszka su Lokiu
Abu du tokiu. *)
(Lithauisches Sprüchwort.)

Als in London die erste lithauische Uebersetzung der heiligen Schrift erschien, veröffentlichte ich in der „Königsberger Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur" einen Artikel, in welchem ich der gelehrten Uebertragung und

*) Lokis und Mischka
In Zweien nur Einer da.

den Absichten der Bibelgesellschaft volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, dabei aber auf einige leichte Irrthümer aufmerksam machte und darauf hinwies, daß diese Uebersetzung doch nur einem Theile des lithauischen Volkes zu Gute komme, da der Dialekt, dessen man sich bedient, schwer verständlich für die Bewohner der Districte sei, in denen die schamaitische, oder wie man sie volksthümlich nennt, die schmudische Sprache gesprochen wird. Es ist dies die Mundart, welche im Herzogthum Samogitien gebräuchlich ist und dem Sanskrit vielleicht noch näher steht als das Hoch-Lithauische. Diese Bemerkung, obgleich sie mir die heftigste Entgegnung eines gewissen in Dorpat wohlbekannten Professors zuzog, leuchtete dem ehrenwerthen Verwaltungsrath der Bibelgesellschaft ein, und er machte mir den schmeichelhaften Antrag, die Uebersetzung des Evangeliums Mathäi ins Schamaitische zu übernehmen und die Herausgabe zu leiten und zu überwachen.

Ich war damals zu sehr durch meine transuralischen Sprachstudien in Anspruch genommen und hätte mich einer ausgedehnteren Arbeit, welche vielleicht die vier Evangelien umfaßt, nicht unterziehen können, schob aber dieser Aufgabe zu Liebe meine Verheirathung mit Fräulein Gertrud Weber auf und begab mich nach Kowno, in der Absicht, alle linguistischen gedruckten, oder im Manuscript vorhandenen Denkmäler der schmudischen Sprache, deren ich habhaft werden könnte, zusammenzutragen. Besonders rechnete ich auf Volkslieder (daïnos) sowie auf Erzählungen und

Legenden (pasakos), welche mir das Material zu einem Wörterbuche liefern sollten, dessen Zusammenstellung der Uebersetzung vorangehen mußte.

Unter anderen Empfehlungsbriefen hatte man mir einen an den jungen Grafen Michael Szemioth mitgegeben, dessen Vater, wie man mich versicherte, den berühmten samogitischen Katechismus von Lawicki besessen, ein Buch, welches so selten ist, daß hie und da selbst seine Existenz bestritten wurde, namentlich von jenem Dorpater Professor, dessen ich schon erwähnte. Außerdem sollten sich in der Bibliothek des Grafen nicht nur eine Sammlung alter Daïnos, sondern auch Dichtungen in der alten preußischen Mundart befinden. Nachdem ich dem Grafen geschrieben, um ihm den Zweck meines Besuches mitzutheilen, empfing ich von ihm eine liebenswürdige Aufforderung, die zu meinen Studien nöthige Zeit im Schlosse Medintiltas zuzubringen, eine Einladung, die mit der Versicherung schloß, der Schreiber thue sich etwas darauf zu Gute, das Schmudische fast ebenso geläufig zu sprechen, wie die Bauern, und es würde ihm Freude machen, seine Bemühungen mit den meinigen in der Aufgabe zu vereinigen, welche eine ebenso bedeutende wie interessante zu werden verspreche. Wie viele der reichsten Grundbesitzer Lithauens, bekannte sich der Graf zur evangelischen Religion, deren Diener zu sein ich die Ehre habe. Uebrigens hatte man mich darauf vorbereitet, daß er nicht ohne gewisse Wunderlichkeiten sei, schilderte mir ihn aber als sehr gastfrei, als Freund der Künste und

Wissenschaften, sowie als besondern Gönner ihrer Jünger, und so reis'te ich nach Medintiltas ab.

Am Perron des Schlosses wurde ich von dem Intendanten des Grafen empfangen und sofort nach den für mich bestimmten Gemächern geführt.

Der Herr Graf bedauert sehr, nicht mit dem Herrn Professor speisen zu können; er leidet heute etwas an Migraine, die ihn von Zeit zu Zeit heimsucht, sagte der Mann. Wenn der Herr Professor das Diner nicht auf dem Zimmer einzunehmen wünschen, so würden Sie vielleicht mit Herrn Dr. Fröber, dem Arzt der Frau Gräfin, speisen? In einer Stunde wird gegessen; Toilette ist nicht nöthig. Wenn der Herr Professor Befehle zu geben haben, so ist hier die Klingel.

Nach diesen Worten zog sich der Intendant mit einer tiefen Verbeugung zurück.

Mein Zimmer war geräumig, gut möblirt, mit Spiegeln und Vergoldungen geschmückt und hatte von der einen Seite die Aussicht nach dem Garten oder vielmehr nach dem Parke des Schlosses, von der andern nach dem großen Hofe. Trotz der Benachrichtigung: Toilette ist nicht nöthig, glaubte ich meinen schwarzen Anzug aus dem Koffer nehmen zu müssen und stand, eben beschäftigt, meine kleinen Habseligkeiten auszupacken, in Hemdärmeln da, als mich das Rollen eines Wagens an das nach dem Hofe führende Fenster lockte. Eine elegante Kalesche war soeben vorgefahren. Darin saß eine schwarz gekleidete Dame, ein Herr und eine Frau,

welche letztere die Tracht der lithauischen Bäuerinnen trug, aber so groß und stark war, daß ich anfänglich in Versuchung gerieth, sie für einen verkleideten Mann zu halten. Diese Frau stieg zuerst aus, zwei andere Weiber, von nicht minder robustem Aeußern, standen bereits auf dem Perron. Der Herr neigte sich zu der schwarzgekleideten Dame und schnallte, zu meiner nicht geringen Verwunderung, einen breiten ledernen Gürtel auf, welcher sie an ihren Platz in der Kalesche fesselte. Die Dame hatte lange, weiße, verwirrte Haare und große, weit geöffnete Augen, die völlig leblos schienen; man hätte sie für eine Wachsfigur halten können. Nachdem sie losgeschnallt war, richtete ihr Gesellschafter in sehr ehrerbietiger Weise und mit dem Hute in der Hand einige Worte an sie, die sie aber nicht im Geringsten zu beachten schien. Er wandte sich nun zu den Dienerinnen, gab ihnen ein Zeichen mit dem Kopfe und augenblicklich bemächtigten sie sich der schwarzen Dame, hoben sie, trotz ihrer Bemühungen, sich an die Kalesche festzuklammern, leicht wie eine Feder heraus und trugen sie ins Haus. Einige Diener waren Zeuge dieser Scene, schienen aber nichts Ungewöhnliches darin zu erblicken.

Der Mann, welcher den ganzen Vorgang geleitet hatte, zog seine Uhr und fragte, ob man bald zu Tisch gehen würde?

In einer Viertelstunde, Herr Doctor; entgegnete der Diener.

Ich errieth ohne große Mühe, daß ich Dr. Fröber vor mir hatte, und daß die schwarze Dame die Gräfin

war. Ihrem Alter nach mußte sie die Mutter des Grafen Szemioth sein. Die gebrauchten Vorsichtsmaßregeln ließen keinen Zweifel, daß sie an Geistesstörung leide.

Einen Augenblick später trat Dr. Fröber selbst in mein Zimmer.

Da Graf Szemioth leidend ist, muß ich mich Ihnen selbst vorstellen, Herr Professor, sagte er. Ich bin Dr. Fröber und sehr erfreut, die Bekanntschaft eines Gelehrten zu machen, dessen Verdienste allen Lesern der Königsberger Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur so wohl bekannt sind. Wäre es Ihnen vielleicht angenehm, wenn das Diner bald servirt würde?

Ich beantwortete seine Complimente so gut als möglich und erklärte mich gern bereit, ihm zu Tisch zu folgen.

Sobald wir den Speisesaal betreten hatten, präsentirte uns der Haushofmeister, nach der Sitte des Landes, eine silberne Platte mit Liqueur und allerlei gesalzenen, stark gewürzten, den Appetit anregenden Delicatessen.

Erlauben Sie mir, Herr Professor, Ihnen in meiner Eigenschaft als Arzt ein Gläschen von diesem Starka zu empfehlen, wirklich echten Cognac, der seit fünfzig Jahren auf dem Fasse liegt. Er ist die Krone aller Liqueure. Dazu nehmen Sie eine von diesen Drontheimer Anchovis; nichts ist geeigneter, den Magen, der zu den wichtigsten Organen unseres Körpers gehört, anzuregen. Und nun zu Tisch! . . Aber warum sprechen wir nicht Deutsch? Sie sind aus Königsberg, ich bin zwar aus

Memel, habe aber in Jena studirt. Auf diese Weise sind wir ungenirter, und die Diener, welche nur polnisch und russisch sprechen, verstehen uns nicht.

Anfänglich aßen wir schweigend; nachdem wir aber das erste Glas Madeira getrunken, fragte ich den Doctor, ob der Graf oft an dem Uebel leide, das uns heute seiner Gesellschaft beraubte.

Ja und nein, entgegnete er. Das hängt von den Ausflügen ab, die er macht.

Wie so?

Reitet er z. B. nach der Richtung von Rosiano, so kehrt er stets mit Migräne und in der schlechtesten Laune zurück.

Seltsam! — ich bin doch auch in Rosiano gewesen, und es ist mir nie etwas Aehnliches geschehen!

Ja, Sie sind auch nicht verliebt! entgegnete der Doctor lachend.

Ich seufzte, indem ich an Gertrud Weber dachte.

Die Braut des Grafen wohnt also in Rosiano? fragte ich.

Ja, in der Nähe. Aber von Brautschaft ist noch nicht die Rede. Sie ist eine ausgemachte Kokette und wird es noch dahin bringen, daß er den Verstand verliert, wie seine Mutter.

Die Frau Gräfin ist allem Anschein nach krank?

Wahnsinnig, lieber Professor, total wahnsinnig. Am wahnsinnigsten bin aber ich, daß ich hier bleibe.

Hoffen wir, daß die Gräfin unter Ihrer Pflege die Gesundheit wiederfindet.

Der Doctor schüttelte den Kopf, während er sorgfältig die Farbe eines Glases Bordeaux prüfte, das er in der Hand hielt.

Wie Sie mich hier sehen, Herr Professor, war ich Ober=Arzt beim Kaluga'schen Regimente, fuhr er dann fort. Bei Sebastopol hatten wir vom Morgen bis zum Abend Arme und Beine abzuschneiden, von den Bomben, welche um uns herumflogen wie die Fliegen um einen wund gedrückten Gaul, gar nicht zu sprechen. Dabei waren wir aufs Schlechteste genährt und verpflegt, aber ich fühlte mich glücklicher als hier, wo ich esse, trinke und wohne, wie ein Fürst, und bezahlt werde wie ein kaiserlicher Leibarzt . . . Ich vermisse die Freiheit, bester Herr Professor! Denken Sie doch, daß man bei diesem Dämon von einer Frau niemals eine ruhige Minute hat!

Behandeln Sie die Gräfin schon lange?

Beinahe zwei Jahre; aber sie ist seit fast siebenundzwanzig Jahren wahnsinnig, war es schon vor der Geburt des Grafen. Hat man Ihnen in Rosiano nicht davon erzählt? Nun, so hören Sie; es ist dies ein Fall, über den ich in der Petersburger Medizinischen Zeitschrift später eine Abhandlung veröffentlichen werde. Sie ist aus Furcht wahnsinnig geworden. . . .

Aus Furcht? Wie ist das möglich?

Aus Furcht! Sie stammt aus der Familie der Kynstuts . . . ja, in diesem Hause hier schließen wir

keine Mesalliancen, denn wir stammen von Gedimin ab! . . . Aber hören Sie, bester Herr Professor. Zwei oder drei Tage nach der Hochzeit, die in dem Schlosse stattfand, wo wir gegenwärtig zu Tisch sitzen . . . (auf Ihre Gesundheit! . . .) veranstaltete der Graf, d. h. der Vater des jetzigen Besitzers, eine große Jagd. Wie Sie wissen, sind die lithauischen Damen kühne Reiterinnen . . . die Gräfin nimmt also an der Jagd Theil . . . bleibt hinter den Jägern zurück oder eilt ihnen, was weiß ich, voraus . . . genug, plötzlich erblickt der Graf den kleinen Kosaken der Gräfin, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, welcher mit verhängten Zügeln herangesprengt kommt.

Herr, ruft der Knabe, ein Bär schleppt die Gräfin fort!

Wo, wo? fragt der Graf.

Dort! entgegnet der kleine Kosak.

Die ganze Jagdgesellschaft eilt nach der bezeichneten Richtung; keine Gräfin zu sehen! Nichts als ihr erwürgtes Pferd und ihr zerrissener Pelz. Suchend durchstreift man den Wald nach allen Richtungen. Endlich schreit ein Jäger: Da ist der Bär! In der That erblickt man das Thier, welches eben eine Lichtung passirt und die Gräfin mit sich schleppt . . . wahrscheinlich um sie im Dickicht mit Bequemlichkeit zu zerreißen und zu verzehren, denn die Bären sind Gutschmecker und halten ihre Mahlzeiten, wie die Mönche, gern ungestört. Der Graf, erst seit zwei Tagen verheirathet, will sich mit dem Jagd=

messer in der Hand ritterlich auf das Thier stürzen, aber ein lithauischer Bär läßt sich nicht abfangen wie ein Hirsch. Glücklicherweise giebt der Jäger des Grafen, ein betrunkener Bursche, der an dem Tage nicht mehr ein Kaninchen von einem Reh zu unterscheiden vermochte, auf hundert Schritt Feuer, ohne sich im mindesten darum zu kümmern, ob seine Kugel das Thier oder die Frau trifft. . . .

Und er tödtet den Bären?

Auf der Stelle. Solche Meisterschüsse thun nur Betrunkene. Es giebt aber auch Kugeln, die ihre Vorbestimmung haben, Herr Professor. Wir besitzen hier kundige Leute, die solche zu festen Preisen verkaufen! . . Die Gräfin war also sehr zerkratzt, ohne Besinnung und hatte ein Bein gebrochen. Man hebt sie auf, sie kommt zu sich, aber ihr Geist ist gestört. Man bringt sie nach Petersburg, vier berühmte, mit allen möglichen Orden decorirte Aerzte halten eine große Consultation. Sie sagen, die Gräfin ist guter Hoffnung, es ist möglich, daß bei der Geburt des Kindes eine günstige Krisis eintritt. Bis dahin soll sie sich in guter Luft, auf dem Lande aufhalten, Molken trinken u. s. w. Jeder der Aerzte erhält hundert Rubel. Neun Monate später giebt die Gräfin einem wohlgebildeten Knaben das Leben — aber die günstige Krisis? . . Gehorsamer Diener! . . . Im Gegentheil, die Krankheit wird schlimmer. Der Graf zeigt ihr das Söhnchen . . . ein Mittel, das nie seine Wirkung verfehlt . . . in Romanen nämlich. „Tödtet

ihn . . . tödtet das Thier!“ . . ruft die Gräfin, und es fehlte wenig, daß sie dem Kinde nicht den Hals umdrehte. Seitdem wechselt ihr Zustand zwischen Stumpfsinn und Wuthanfällen . . . Dabei starker Hang zum Selbstmord. Wir müssen sie anschnallen, um sie in die Luft bringen zu können, und drei starke Weiber vermögen kaum sie zu halten. Nur ein Mittel giebt es, sie zur Ruhe zu bringen . . . beachten Sie die Thatsache, Herr Professor. Bin ich mit meinem Latein zu Ende, ohne Gehorsam erzwingen zu können, so drohe ich, ihr die Haare abzuschneiden. Diese Haare waren, glaube ich, ehedem sehr schön, und Eitelkeit scheint das letzte menschliche Gefühl zu sein, welches lebendig in ihr geblieben ist. Seltsam, nicht wahr? Dürfte ich nur thun, was ich wollte, vielleicht gelänge es mir doch, sie herzustellen!

Wodurch?

Durch Schläge. Ich habe auf diese Weise zwölf Bäuerinnen in einem Dorfe curirt, wo die russische Epidemie des Besessenseins ausgebrochen war. Diese besteht nämlich darin, daß eine Frau zu heulen anfängt; bald darauf beginnt auch ihre Gevatterin, und binnen drei Tagen heult das ganze Dorf.*) Mit Schlägen bin ich da zum Ziele gekommen. Man nimmt dazu Haselruthen, die sehr geschmeidig sind. Aber der Graf hat mir nie erlauben wollen, den Versuch zu machen.

---

*) Man nennt in Rußland eine Besessene Klikouscha, ein Wort, das von klik heulen, herkommt.

Wie? Sie wollen, er solle zu dieser abscheulichen Behandlung seine Einwilligung geben?

O, er hat seine Mutter so selten gesehen ... Außerdem wäre es ja zu ihrem Besten. Aber sagen Sie mir, Herr Professor, hätten Sie je geglaubt, daß man aus Furcht den Verstand verlieren könnte?

Die Lage der Gräfin war allerdings entsetzlich ... Sich in den Klauen eines wilden Thieres zu befinden! ..

Ihr Sohn ist ihr darin sehr unähnlich. Es mag etwa ein Jahr her sein, daß er sich in fast gleicher Situation befand, und Dank seiner Kaltblütigkeit ist er ohne allen Schaden davongekommen.

Ohne Schaden aus den Tatzen eines Bären?

Einer Bärin und zwar einer der größten, die man seit lange gesehen. Der Graf wollte ihr mit dem Spieß zu Leibe gehen. Aber sie schlägt das Eisen zur Seite, stürzt sich auf den Grafen und wirft ihn mit derselben Leichtigkeit zu Boden, wie ich diese Flasche umwerfen würde. Der Graf, ein Schalk, spielte den Todten. Die Bärin beriecht und beschnüffelt ihn und fährt ihm dann, anstatt ihn zu zerreißen, mit der Zunge übers Gesicht. Der Graf besitzt Geistesgegenwart genug, sich nicht zu rühren, und das Thier geht ruhig seines Weges.

Die Bärin hat wahrscheinlich geglaubt, er wäre todt. Ich habe in der That gehört, daß Bären nichts Todtes fressen.

Man muß es glauben und auf die Bestätigung

durch eigene Erfahrung verzichten. Aber in Beziehung auf die Wirkungen der Furcht möchte ich Ihnen noch eine Geschichte aus Sebastopol erzählen. Wir saßen ihrer Fünf oder Sechs um einen Krug Bier, den man uns hinter die Ambulanz der berühmten fünften Bastion gebracht hatte. Die Vedette rief: eine Bombe! Wir werfen uns Alle platt zur Erde, mit Ausnahme eines Einzigen, eines gewissen . . . doch der Name thut nichts zur Sache. Dieser Eine, ein junger Offizier, welcher eben angekommen war, blieb stehen und hielt gerade in dem Augenblicke, als die Bombe platzte, ein volles Glas in der Hand. Das Geschoß nahm meinem Kameraden, Andre Speranski, einem braven Burschen, den Kopf weg und zerschlug den Bierkrug, der glücklicherweise beinahe leer war. Als wir nach der Explosion wieder aufstanden, erblickten wir, inmitten des sich verziehenden Rauches, unsern Freund, welcher eben seinen letzten Schluck Bier austrank, als ob nichts geschehen wäre. Wir hielten ihn natürlich für einen Helden. Am nächsten Tage begegne ich dem Hauptmann Gedeonoff, der eben aus dem Hospital entlassen ist. Ich esse heute mit euch, sagte er, und um meine Auferstehung zu feiern, werde ich den Champagner bezahlen. Wir setzen uns zu Tische, der junge Offizier, der gestern, während die Bombe platzte, das Bier austrank, war ebenfalls anwesend, aber auf den Champagner nicht vorbereitet. Ohne daß er es bemerkt, läßt man in seiner Nähe einen Pfropfen springen . . . Paff! der Stöpsel trifft ihn

an die Schläfe; er stößt einen Schrei aus und wird beinahe ohnmächtig. Denken Sie sich, unser Held hatte sich das erste Mal ganz gehörig gefürchtet, und wenn er, statt sich an die Erde zu werfen, sein Bier austrank, so geschah das, weil er vor Schrecken dergestalt den Kopf verloren, daß er nur noch einer ganz unbewußten, mechanischen Bewegung mächtig gewesen war. In der That, Herr Professor, die menschliche Maschine . . . .

Herr Doctor, die Idanowna läßt Ihnen sagen, das die Frau Gräfin sich weigert zu essen! meldete ein eintretender Diener.

Der Teufel soll sie holen! brummte der Arzt. Ich komme! Wenn ich meinen Dämon dazu gebracht habe, zu essen, können wir, wenn es Ihnen recht ist, eine Partie Préférence oder Duratschki spielen.

Ich bedauerte meine Unwissenheit in jeder Art von Spiel und begab mich, während der Doctor zu seiner Kranken ging, in mein Zimmer, um an Gertrud zu schreiben.

II.

Die Nacht war heiß, und ich hatte das nach dem Park hinausgehende Fenster offen gelassen. Da ich, nachdem mein Brief fertig war, noch keine Lust verspürte, zu schlafen, so beschäftigte ich mich damit, die lithauischen unregelmäßigen Zeitwörter durchzugehen, um im Sanskrit nach dem Grunde ihrer verschiedenartigen Unregelmäßigkeiten zu forschen.

Als ich noch bei dieser mich sehr in Anspruch nehmenden Arbeit war, hörte ich, wie ein Baum in der Nähe meines Fensters in heftige Bewegung gerieth. Ich hörte die dürren Zweige knacken, und es schien mir, als ob ein großes, schweres Thier ihn zu erklettern versuchte. Noch ganz unter dem Eindrucke der Bärengeschichte, welche der Doctor mir erzählt hatte, stand ich nicht ohne eine gewisse Erregung auf und erblickte einige Fuß von meinem Fenster im Laubwerk des Baumes einen menschlichen Kopf, der durch das volle darauffallende Licht meiner Lampe beleuchtet wurde. Die Erscheinung währte nur einen Moment, aber der eigenthümliche Glanz der Augen, die meinem Blicke begegneten, überraschte mich mehr, als ich zu sagen vermag. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Dann aber eilte ich ans Fenster und fragte den Eindringling im strengsten Tone, was er wolle. Währenddessen hörte ich ihn in aller Eile hinabklettern; schließlich faßte er mit den Händen einen großen Ast, und denselben mit sich hinabbiegend, ließ er sich auf den Boden fallen, wo er alsbald verschwand. Ich klingelte, ein Diener kam herbei. Ich erzählte ihm, was soeben geschehen.

Der Herr Professor werden sich ohne Zweifel getäuscht haben.

Ich bin dessen, was ich sage, ganz sicher, entgegnete ich; aber ich fürchte, es befindet sich ein Dieb im Park.

Unmöglich.

Also war es Jemand aus dem Hause?

Der Diener sah mich, ohne zu antworten, mit großen Augen an. Endlich fragte er, ob ich ihm noch etwas zu befehlen hätte. Ich hieß ihn das Fenster schließen, legte mich zu Bett und schlief sanft und gut, ohne weder von Bären noch von Dieben zu träumen.

Am andern Morgen war ich eben beschäftigt, meine Toilette zu vollenden, als an meine Thür geklopft wurde. Ich öffnete und befand mich einem sehr großen, schönen jungen Mann gegenüber, der in einen bucharischen Schlafrock gekleidet war und eine lange türkische Pfeife in der Hand hielt.

Ich komme, Sie um Verzeihung zu bitten, Herr Professor, daß ich einen Gast, wie Sie, nicht besser empfangen konnte, sagte er. Ich bin Graf Szemioth.

Ich erwiderte, daß ich ihm im Gegentheil für eine so liebenswürdige Gastfreundschaft, wie die mir erwiesene, sehr zu danken habe, und fragte, ob seine Migräne vorüber sei.

So ziemlich — bis zu einem neuen Anfall; entgegnete er mit traurigem Ausdruck. Sind Sie denn hier erträglich aufgehoben? Sie müssen bedenken, daß Sie sich unter Barbaren befinden. In Samogitien darf man keine allzugroßen Ansprüche machen.

Ich versicherte, daß ich mich gar nicht besser befinden könne. Aber während ich mit ihm sprach, konnte ich mich nicht enthalten, ihn mit einer Neugier zu betrachten, die ich selbst ziemlich unschicklich fand. Sein Blick hatte etwas ganz Eigenthümliches, das mich, ich

mochte wollen oder nicht, an den Mann erinnerte, den ich gestern Abend auf dem Baume gesehen hatte . . .

Aber wie sollte Graf Szemioth dazu kommen, Nachts auf Bäume zu klettern? fragte ich mich.

Der junge Mann hatte eine hohe, sehr entwickelte, obgleich ein wenig schmale Stirn. Seine Züge waren durchaus regelmäßig, nur standen die Augen etwas dicht zusammen. Es schien, als wäre, von einer Thränendrüse zur andern, nicht mehr Platz genug für ein drittes Auge, wie es die Regel der griechischen Sculptur verlangt. Sein Blick war durchdringend. Unsere Augen begegneten sich, wie gegen unsern Willen, mehrere Mal mit forschendem Ausdruck, und immer wendeten wir sie mit einer gewissen Verlegenheit ab. Plötzlich brach der Graf in ein Gelächter aus und rief:

Sie haben mich also wiedererkannt?

Wiedererkannt?

Ja, als den großen Gassenjungen von gestern Abend!

O, Herr Graf! . . .

Ich hatte den ganzen Tag sehr leidend in meinem Zimmer zugebracht. Am Abend befand ich mich etwas besser und ging im Garten spazieren. Ich sah Ihr Licht und gab der Neugier nach . . . Ich hätte mich nennen und mich Ihnen vorstellen sollen, aber die Situation war zu lächerlich. Ich schämte mich und lief davon. Wollen Sie verzeihen, daß ich Sie inmitten Ihrer Studien störte?

Alles dies wurde in einem Tone gesagt, der scherzhaft klingen sollte; aber der Sprecher wurde dabei roth und befand sich offenbar in großer Verlegenheit. Ich that Alles, was ich konnte, um ihn zu überzeugen, daß dies erste Sehen keinen unangenehmen Eindruck in mir hinterlassen, und um das Gespräch abzubrechen, fragte ich ihn, ob es wahr sei, daß er den samogitischen Katechismus von Lawicki besitze?

Das ist wohl möglich. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich in der Bibliothek meines Vaters wenig Bescheid weiß. Er liebte alte Bücher und Raritäten, und ich lese nur moderne Schriftsteller. Aber wir werden nachsuchen, Herr Professor. Sie wollen also, daß wir das Evangelium künftig in schmudischer Sprache lesen?

Glauben Sie nicht, Herr Graf, daß eine Uebersetzung der heiligen Schrift in die Sprache dieses Landes sehr wünschenswerth wäre?

Gewiß. Indessen gestatten Sie mir wohl eine Bemerkung. Ich möchte behaupten, daß unter den Leuten, die nur Schamaitisch verstehen, kein Einziger ist, welcher lesen kann.

Vielleicht ist es so, aber ich möchte mir erlauben, Ew. Excellenz*) dagegen zu bemerken, daß die große Schwierigkeit, lesen zu lernen, gerade auf dem Mangel an Büchern beruht. Wenn das Land erst gedruckte Bücher besitzt, wird man sie auch lesen wollen und wird deßhalb lesen lernen. So ist's schon vielen wilden Völkern

*) Siatelstwo, der Titel, welchen man einem Grafen giebt.

ergangen . . . zu denen ich die Bewohner dieses Landes indessen keineswegs zählen möchte. Und ist's denn außerdem nicht schade, daß eine Sprache vom Erdboden verschwinden soll, ohne ein Spur zu hinterlassen? setzte ich hinzu. Seit etwa dreißig Jahren ist das Preußische nur noch eine todte Sprache. Der letzte Mensch, welcher Cornisch verstand, ist in diesen Tagen gestorben . . .

Traurig freilich! unterbrach mich der Graf. Alexander von Humboldt erzählte meinem Vater, er habe in Amerika einen Papagei gesehen, welcher allein noch einige Worte von der Sprache eines von den Blattern gänzlich aufgeriebenen und völlig ausgestorbenen Volksstammes wußte. Wollen Sie erlauben, daß man den Thee hier servirt?

Während wir zusammen frühstückten, unterhielten wir uns weiter über die schamaitische Sprache. Der Graf tadelte die Art und Weise, in welcher die Deutschen das Lithauische druckten, und er hatte Recht.

Ihr Alphabet, sagte er, genügt für unsere Sprache nicht. Sie haben weder unser J, noch unser C, noch unser Y und E. Ich besitze eine Sammlung von Daïnos, welche vergangenes Jahr in Königsberg veröffentlicht wurden, und habe die größte Mühe, die Worte zu errathen, so eigenthümliche Entstellungen haben sie erfahren.

Excellenz sprechen ohne Zweifel von der Leßnerschen Sammlung?

Von derselben. Sehr alltägliche Poesie, nicht wahr?

Vielleicht hätte man Besseres finden können. Ich gebe zu, daß die Sammlung, so wie sie ist, allerdings nur ein philologisches Interesse bietet; aber ich glaube, wenn man ordentlich suchte, müßte es gelingen, duftigere Blumen unter Ihren volksthümlichen Poesieen zu finden.

Das möchte ich, trotz meines Patriotismus, bezweifeln.

Ich bekam erst vor einigen Wochen in Wilna eine sehr schöne Ballade, die außerdem eine historische ist ... Der poetische Werth ist ein sehr bedeutender. Wollen Sie mir erlauben, sie Ihnen vorzulesen? Ich habe sie hier in meiner Brieftasche.

Sehr gern.

Er lehnte sich in einen Fauteuil zurück, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, rauchen zu dürfen.

Ich verstehe Poesie nur, wenn ich rauche, sagte er.

Das Gedicht führt den Titel: „die drei Söhne Budrys'."

Die drei Söhne Budrys'? rief der Graf mit einer Geberde der Ueberraschung.

Ja, Budrys'. Excellenz wissen besser, als ich, daß dies eine historische Persönlichkeit ist.

Der Graf fixirte mich mit seinem eigenthümlichen Blicke. Es lag etwas ganz Undefinirbares, halb Schüchternes, halb Wildes darin, das, wenn man nicht daran gewöhnt war, einen beinahe peinlichen Eindruck hervorbrachte. Um diesem zu entgehen, fing ich an zu lesen.

Die drei Söhne Budrys'.

Der alte Budrys rief seine drei Söhne, drei echte Lithauer, wie er selbst, in den Hof seines Schlosses und sagte zu ihnen:

Kinder, füttert eure Streitrosse, macht eure Sättel zurecht, schärft eure Säbel und Wurfspieße. Man sagt, daß in Wilna der Krieg gegen die drei Ecken der Erde erklärt ist. Olgerd wird gegen die Russen ziehen, Skirgaillo gegen unsre Nachbarn, die Polen, Kynstut wird die Deutschritter bekriegen. Ihr seid jung, stark, kühn und verwegen, ziehet hin in den Kampf und die Götter Lithauens mögen euch beschützen. Ich bleibe dies Jahr daheim, aber ich will euch einen Rath geben. Ihr seid ihrer Drei, und drei Wege öffnen sich vor euch.

Einer von euch begleitet Olgerd nach Rußland, an die Ufer des See's Ilmen, unter die Mauern von Novgorod. Man findet dort Hermelinfelle und Damaststoffe im Ueberfluß, und Rubel giebt es bei den Kaufleuten so viele, wie Eisschollen im Flusse.

Der Zweite folge Kynstut auf seinem Ritte. Möge er das Lumpengesindel, die Deutschritter, in die Pfanne hauen. Bei ihnen ist der Bernstein so häufig, wie der Sand am Meere, ihre Tuche haben an Glanz und Farbe nicht ihres Gleichen. Die Talare ihrer Priester sind mit Rubinen besetzt.

Der Dritte ziehe mit Skirgaillo über den Niemen. Jenseits desselben wird er schlechte Geräthe für den Ackerbau finden, dafür aber schöne Lanzen und starke

Schilde, und er wird mir von dort eine Schwiegertochter mitbringen.

Die Töchter Polens, meine Kinder, sind die schönsten aller Frauen. Sie sind muthwillig wie die Kätzchen und weiß wie Milch! Ihre Augen glänzen unter den schwarzen Wimpern wie zwei Sterne. Als ich vor einem halben Jahrhundert jung war, brachte ich aus Polen eine schöne Gefangene mit, die meine Frau wurde. Sie ist seit lange dahingegangen, aber ich kann den Platz an der andern Seite des Herdes nicht ansehen, ohne an sie zu denken!

Dann giebt der Alte den jungen Männern, die schon gerüstet sind und im Sattel sitzen, seinen Segen, und sie reiten von dannen. Der Herbst kommt, dann der Winter . . . sie kehren nicht zurück. Schon hält der alte Budrys sie für todt.

Da beginnt ein Schneesturm, und ein Reiter kommt herangesprengt, der mit seinem schwarzen Filzmantel eine kostbare Bürde bedeckt.

Das ist ein Sack, sagte Budrys. Er wird voll Rubel sein, von Novgorod.

Nein, Vater; ich bringe Euch eine Schwiegertochter aus Polen.

Während des Schneesturms kommt ein zweiter Reiter herangesprengt, und sein Mantel bauscht sich über einer kostbaren Last.

Was hast du da, mein Sohn? Gelben Bernstein aus Deutschland?

Nein, Vater; ich bringe Euch eine Schwiegertochter aus Polen.

Der Schnee fällt in Haufen hernieder, und ein dritter Reiter kommt herangesprengt, der eine köstliche Last unter seinem Mantel verbirgt ... Aber ehe er noch seine Beute zeigt, hat Budrys seine Freunde zu einer dritten Hochzeit gebeten. —

Bravo, Herr Professor! rief der Graf. Sie sprechen das Schmudische vortrefflich aus. Aber wer hat Ihnen die hübsche Daïna mitgetheilt?

Eine Dame, deren Bekanntschaft ich in Wilna, bei der Fürstin Katazyna Paç, machte.

Und wie heißt sie?

Panna Iwinska.

Fräulein Julka!*) rief der Graf. Die kleine Hexe. Ich häte es errathen können! Mein lieber Professor, Sie verstehen die schamaïtische und alle andern Sprachen der Welt, Sie haben alle alten Bücher gelesen, aber Sie haben sich durch ein junges Mädchen anführen lassen, das nichts als Romane im Kopfe hat. Sie hat Ihnen eine der hübschen Balladen von Mickiewitz, die Sie nicht kennen, da dieselben nicht älter sind, als ich, wohl oder übel ins Schmudische übersetzt. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen den polnischen Text zeigen — oder ziehen Sie eine vortreffliche russische Uebersetzung vor, so gebe ich Ihnen Puschkin.

---

*) Julie.

Ich gestehe, daß ich sprachlos war. Welcher Triumph für den Dorpater Professor, wenn ich die Daïna von den Söhnen Budrys' als Original veröffentlicht hätte!

Statt sich über meine Verlegenheit lustig zu machen, lenkte der Graf das Gespräch mit großer Höflichkeit auf einen andern Gegenstand.

Sie kennen also Fräulein Julka? fragte er

Ich hatte die Ehre ihr vorgestellt zu werden.

Und was denken Sie von ihr? Sprechen Sie aufrichtig.

Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame.

Das sagen Sie nur so!

Auch finde ich sie sehr hübsch.

Hm!

Hat sie nicht die schönsten Augen, die man sich denken kann?

Ja . . . .

Und einen Teint von wirklich außerordentlicher Zartheit. Ich erinnere mich eines persischen Ghasels, in welchem ein Liebhaber die feine Haut seiner Geliebten besingt: Wenn sie rothen Wein trinkt, sagt er, so sieht man ihn durch ihren Hals hinabrinnen. Panna Iwinska hat mich an diese persischen Verse erinnert.

Vielleicht ist Fräulein Julka ein solches Wunder; aber ich weiß nicht recht, ob sie wirklich Blut in den Adern hat. . . . Sie besitzt kein Herz. Weiß wie Schnee und eben so kalt.

Er stand auf und ging einige Zeit im Zimmer auf und ab, ohne zu sprechen, indem er, wie es mir schien, seiner Bewegung Herr zu werden versuchte. Dann blieb er plötzlich stehen.

Verzeihen Sie, sagte er. Wir sprachen, glaube ich, von volksthümlichen Dichtungen . . .

So thaten wir, Herr Graf.

Man muß indessen zugeben, daß Julka Mickiewitz sehr gut übersetzt hat. Muthwillig wie ein Kätzchen . . . weiß wie Milch . . . ihre Augen glänzen wie zwei Sterne . . . Julka's eigenes Porträt. Finden Sie nicht?

Ganz und gar, Herr Graf.

Und was den Scherz betrifft, den sie sich erlaubt hat und der ja ein sehr übel angebrachter ist . . . das arme Kind langweilt sich bei ihrer Tante . . . Sie lebt wie im Kloster . . .

In Wilna war sie viel in Gesellschaft. Ich habe sie auf einem Balle gesehen, den die Offiziere des Regiments . . .

Ach ja, die Offiziere . . . das ist die Gesellschaft, die ihr zusagt . . . Wollen Sie vielleicht jetzt die Bibliothek meines Vaters in Augenschein nehmen, Herr Professor?

Ich folgte ihm in eine große Galerie, wo eine Menge schön gebundener Bücher standen, die aber, wie man aus dem darauf liegenden Staube ersah, wenig benutzt wurden. Man denke sich meine Freude, als ich unter den ersten Bänden, die ich herauszog, den samogitischen Katechismus fand. Ich konnte nicht umhin,

einen Freudenschrei auszustoßen. Scheint es doch wirklich zuweilen, als ob ohne unser Wissen und Zuthun eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf uns einwirkte. Der Graf nahm das Buch und schrieb, nachdem er es flüchtig durchblättert, auf das Schmutzblatt: „Dem Herrn Professor Wittembach von Michael Szemioth.“ Ich vermag nicht auszusprechen, wie groß meine Dankbarkeit für das großmüthige Geschenk war, aber ich nahm mir sogleich vor, daß das kostbare Buch nach meinem Tode eine Zierde der Bibliothek jener Universität werden sollte, an der ich meine Grade erworben hatte.

Wollen Sie die Bibliothek als Ihr Arbeitszimmer betrachten? fragte der Graf. Sie werden hier ganz ungestört sein.

III.

Am andern Tage nach dem Frühstück schlug mir der Graf eine Promenade vor.

Es handelte sich um den Besuch eines Kapas (so nennen die Lithauer die kegelförmigen Grabmäler, welche die Russen mit dem Namen Kurgan bezeichnen), der im Lande großer Berühmtheit genoß, weil sich dort, der Sage nach, ehedem die Poeten und Zauberer — was ein und dasselbe war — bei gewissen feierlichen Veranlassungen zu versammeln pflegten.

Ich kann Ihnen ein sehr frommes Pferd geben, sagte der Graf. Leider bin ich nicht im Stande, Ihnen

eine Kalesche anzubieten, denn die Wege, die wir zu passiren haben, sind nicht fahrbar.

Ich würde vorgezogen haben, in der Bibliothek zu bleiben und meine Notizen zu machen, aber ich glaubte, mich den Wünschen meines Wirthes fügen zu müssen, und so ging ich auf das Anerbieten ein. Die Pferde erwarteten uns am Fuße des Perrons, wo auch ein Diener stand, der einen Hund an der Leine hielt. Der Graf blieb einen Augenblick stehen und drehte sich dann nach mir um.

Verstehen Sie sich auf Hunde, Herr Professor? fragte er.

Sehr wenig, Excellenz.

Der Starost von Zorany, wo ich eine Besitzung habe, schickt mir diesen Hühnerhund, von dem er mir Wunderdinge meldet. Erlauben Sie, daß ich ihn in Augenschein nehme? Dabei rief er den Diener herbei, welcher den Hund hielt. Es war ein sehr schönes Thier. Schon vertraut mit seinem Führer, sprang der Hund freudig an ihm empor und schien voll Leben und Feuer, aber plötzlich, nachdem er bis auf einige Schritte an den Grafen herangekommen, nahm er den Schwanz zwischen die Beine, ging rückwärts, schien von jäher Angst erfaßt zu werden und brach in ein klägliches Geheul aus, als der Graf ihn streichelte. Dieser betrachtete ihn einige Zeit mit Kennerblicken und sagte dann:

Ich glaube, er wird gut werden. Man soll ihn gehörig pflegen. Dann schwang er sich in den Sattel.

Sie haben die Furcht des Hundes gesehen, Herr Professor, sagte der Graf, als wir in der zum Schlosse führenden Allee hinritten. Ich wollte, daß Sie selbst einmal Zeuge seien . . . und mir, in Ihrer Eigenschaft als Gelehrter, das Räthsel lös'ten . . . Warum fürchten sich alle Thiere vor mir?

Sie thun mir die Ehre an, mich für einen Oedipus zu halten, Herr Graf, während ich nur ein bescheidener Professor der vergleichenden Sprachforschung bin, entgegnete ich. Es wäre indessen möglich . . .

Lassen Sie sich vorher sagen, unterbrach mich der Graf, daß ich niemals ein Thier, weder Pferde noch Hunde, schlage. Ich würde mir ein Gewissen daraus machen, ein armes Geschöpf, das, ohne es zu wollen, einen Fehler begeht, zu mißhandeln. Dessenohngeachtet können Sie sich keinen Begriff von dem Widerwillen machen, welchen ich Pferden und Hunden einflöße. Es kostet doppelt so viel Mühe und Zeit, sie an mich zu gewöhnen, als an Andere. Da haben Sie z. B. das Pferd, welches Sie reiten. Es hat lange gedauert, ehe ich es zu bändigen vermochte. Jetzt ist es nun sanft wie ein Lamm.

Ich glaube, Herr Graf, die Thiere sind Physiognomisten und wissen sofort, ob ein Mensch, den sie zum ersten Male sehen, ihnen zugethan ist, oder nicht. Ich vermuthe fast, daß Sie die Thiere nur um der Dienste willen schätzen, die sie Ihnen leisten. Dagegen besitzen manche Menschen eine natürliche Zuneigung für gewisse

Thiere, welche diese augenblicklich bemerken. Ich z. B. hatte von Kindheit auf eine instinctive Vorliebe für Katzen, und selten laufen sie davon, wenn ich mich ihnen nähere, um sie zu streicheln; nie hat mich eine gekratzt.

Das ist möglich, sagte der Graf. Ich bin in der That nicht das, was man einen Thierfreund nennt, denn die Thiere sind keineswegs mehr werth, als die Menschen . . . Ich führe Sie eben jetzt in einen Wald, Herr Professor, welcher so recht als ein Reich der Thiere, gleichsam als eine unerschöpfliche Brutstätte derselben gelten kann. Der Sage nach ist nie ein Mensch bis in das Innere dieser Wälder und Sümpfe eingedrungen, mit Ausnahme natürlich der Poeten und Zauberer, denen ja nichts verschlossen bleibt. Dort leben die Thiere in einer Republik, oder vielleicht, wer kann es wissen, unter einer constitutionellen Regierung. Löwen, Bären, Elenthiere, Auerochsen, Alles das lebt in bester Eintracht. Das Mammuth, das sich dort noch erhalten, genießt hoher Achtung und bekleidet, glaube ich, die Stelle eines Reichstagsmarschalls. Auch sehr strenge Polizei wird dort geübt, lasterhafte Thiere werden verurtheilt und ausgewiesen und kommen dann aus dem Regen in die Traufe. Sie sind genöthigt, sich in das Reich der Menschen zu flüchten, und nur wenige retten ihr Leben.

Eine sehr eigenthümliche Legende, rief ich. Aber Sie sprechen vom Auerochsen, Herr Graf. Existirt

dies edle Thier, das Cäsar in seinen Commentaren beschreibt und das die merovingischen Könige im Walde von Compiegne jagten, wirklich noch in Lithauen, wie man behauptet?

Gewiß. Mein Vater selbst hat einen Auerochsen erlegt, selbstverständlich mit Erlaubniß der Regierung. Haben Sie den Kopf in dem großen Saale noch nicht bemerkt? Ich habe noch keines dieser Thiere gesehen und glaube, daß sie sehr selten sind. Dafür besitzen wir hier Bären und Wölfe in Menge. Für den Fall einer etwaigen Begegnung mit solchen Burschen habe ich das Instrument hier mitgenommen, fuhr der Graf, auf eine circassische Tschechole*) zeigend, fort, und mein Reitknecht ist mit einer doppelläufigen Büchse bewaffnet.

Dabei hatten wir den Wald erreicht und drangen in denselben ein. Bald verschwand auch der schmale Pfad, den wir anfänglich verfolgten, und jeden Moment sahen wir uns gezwungen, riesenhafte Bäume zu umreiten, deren tief niederhängende Zweige uns den Weg versperrten. Einige derselben, welche vor Alter abgestorben und umgefallen waren, sahen aus wie mit spanischen Reitern gekrönte, unübersteigliche Wälle. Weiterhin stießen wir auf tiefe, mit Wasserlinsen und Seerosen bedeckte Lachen und Tümpel, und hie und da schimmerten Lichtungen in smaragdgrünem Glanze. Aber wehe Dem, der sich ihnen genaht hätte! Die reiche, üppige Pflanzen-

*) Das Futteral einer circassischen Flinte.

decke verbirgt Moräste, in denen Roß und Reiter spurlos verschwinden. . . .

Die Schwierigkeiten des Weges hatten unser Gespräch unterbrochen. Ich bemühte mich, dem Grafen auf Schritt und Tritt zu folgen, und bewunderte die unerschütterliche Sicherheit, mit welcher er ohne Hülfe eines Compasses vorwärts drang und immer genau die Richtung wiederfand, die wir verfolgen mußten, um zu dem Kapas zu gelangen. Man sah, daß er lange und viel in diesen wilden Forsten gejagt haben mußte.

Endlich erblickten wir den Grabhügel in der Mitte einer weiten Waldblöße. Er war sehr hoch und mit einem Graben umgeben, der sich, trotz des wuchernden Gesträuchs und des eingerollten Erdreichs, noch deutlich erkennen ließ. Der Hügel schien bereits durchsucht zu sein. Auf seiner Höhe bemerkte ich Ueberbleibsel von zerbröckeltem Mauerwerk. Eine große Menge mit Kohlen vermischter Asche und umhergestreute Scherben von groben Thongefäßen bekundeten, daß man auf der Spitze des Hügels lange Zeit Feuer unterhalten hatte. Verdienten die volksthümlichen Ueberlieferungen Glauben, so hatten auf dem Kapas ehedem Menschenopfer stattgefunden; aber es giebt keine erloschene Religion, der man nicht solche abscheuliche Gebräuche zuschriebe, und ich möchte bezweifeln, daß sich in Bezug auf die alten Lithauer die Annahme durch historische Nachweise bestätigen läßt.

Als wir, der Graf und ich, wieder an dem Hügel hinabkletterten, um unsere Pferde, die wir jenseits des

Grabens zurückgelassen, zu besteigen, sahen wir eine alte Frau auf uns zukommen, die sich auf einen Stock stützte und einen Korb in der Hand trug.

Meine guten gnädigen Herren, sagte sie näherkommend, meine guten gnädigen Herren, schenken Sie mir doch etwas, um Gotteswillen, damit ich mir ein Glas Branntwein kaufen kann, um meinen alten Körper zu erwärmen.

Der Graf warf ihr ein Geldstück zu und fragte, was sie hier im Walde, so fern von jeder menschlichen Wohnung, zu thun habe?

Statt aller Antwort zeigte sie auf ihren mit Pilzen gefüllten Korb, und obgleich meine botanischen Kenntnisse sehr beschränkt waren, schienen mir mehrere der Schwämme giftiger Art zu sein.

Sie wollen diese Pilze doch nicht essen, liebe Frau? fragte ich.

Mein guter Herr, die armen Leute essen Alles, was der liebe Gott ihnen beschert, entgegnete die Alte mit traurigem Lächeln.

Sie kennen unsere lithauischen Mägen noch nicht; die sind mit Blech gefüttert, sagte der Graf lachend. Unsere Bauern essen jeden Schwamm und befinden sich dabei vortrefflich.

Warnen Sie die Frau wenigstens, diesen Agaricus necator hier zu essen! rief ich, indem ich die Hand ausstreckte, um mich eines der giftigsten Pilze zu bemächtigen; aber die Alte zog den Korb hastig zurück.

Nehmen Sie sich in Acht! rief sie im Tone des Schreckens; die Pilze werden bewacht . . . . Pirkuns! Pirkuns!

Pirkuns ist beiläufig gesagt der samogitische Name der Gottheit, welche die Russen Perun nennen, des Jupiter tonans der Slaven. Ich war erstaunt, die Alte einen der Götter des Heidenthums anrufen zu hören und war es noch mehr, als die Pilze plötzlich in Bewegung geriethen und der schwarze Kopf einer Schlange sich etwa einen Fuß hoch daraus hervorhob.

Ich machte einen Sprung nach rückwärts, und der Graf spuckte über seine Schulter, nach der abergläubischen Gewohnheit der Slaven, welche, wie die alten Römer, den Glauben hegen, dadurch böse Einflüsse abwenden zu können.

Die Alte stellte den Korb auf die Erde, kauerte sich deneben, streckte die Hand gegen die Schlange aus und sprach einige unverständliche Worte, die wie eine Beschwörungsformel klangen. Eine Minute lang blieb die Schlange unbeweglich, dann ringelte sie sich um den abgezehrten Arm der Alten und verschwand in den Aermel ihres Kittels von Schaaffell, welcher nebst einem schlechten Hemd, wie ich glaube, die ganze Bekleidung dieser lithauischen Circe ausmachte. Wie ein Taschenspieler, dem ein schweres Kunststück gelungen ist, sah uns die Alte mit triumphirendem Kichern an. In ihrem Gesicht lag dabei jenes Gemisch von List und Dummheit, das man bei sogenannten Zauberern, die meist Be-

trüger und Betrogene zugleich sind, ziemlich häufig wahrnimmt.

Da haben Sie ein Stückchen Localfarbe, sagte der Graf in deutscher Sprache zu mir. Eine Hexe, die am Fuße eines Kapas in Gegenwart eines gelehrten Professors und eines unwissenden lithauischen Edelmannes Schlangen beschwört. Das wäre ein hübscher Vorwurf zu einem Bilde für Ihren Landsmann Knaus . . . haben Sie nicht Lust, sich aus der Hand wahrsagen zu lassen? Die Gelegenheit ist günstig.

Ich entgegnete, daß ich mich wohl hüten würde, solche Dinge zu unterstützen.

Ich werde sie lieber fragen, fügte ich hinzu, ob sie keine weiteren Details über die eigenthümliche Tradition kennt, von der Sie vorhin sprachen. Gute Frau, fuhr ich fort, hast du nicht von einem Bezirk in diesem Walde sprechen hören, wo die Thiere in Gemeinschaft leben, ohne etwas von der Herrschaft der Menschen zu wissen?

Die Alte machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe und erwiderte mit halb blödsinnigem, halb boshaftem Kichern:

Da komme ich eben her. Die Thiere haben ihren König verloren. Nobel, der Löwe, ist gestorben. Sie müssen einen andern König wählen. Geh hin, vielleicht wählen sie dich!

Was sprichst du da, Mütterchen? rief der Graf, in lautes Lachen ausbrechend. Weißt du, mit wem du redest? Du weißt nicht, daß dieser Herr . . . (wie

zum Teufel heißt denn Professor auf schamaitisch?) daß dieser Herr ein weiser Mann, ein Waidelote*) ist?

Die Alte sah ihn aufmerksam an.

Ich habe mich geirrt, sagte sie; du solltest hingehen. Dich würden sie zum König machen, nicht ihn. Du bist groß und stark, hast Klauen und Zähne . . .

Was sagen Sie zu den Epigrammen, die uns die Hexe an den Kopf wirft? fragte der Graf . . . Du weißt also den Weg dahin, Mütterchen? fuhr er zu der Alten gewendet fort.

Sie zeigte mit der Hand nach einer Richtung des Waldes.

Dort? rief der Graf. Und die Sümpfe, wie kommst du durch die Sümpfe? Sie müssen nämlich wissen, Herr Professor, daß sich dort, wohin sie zeigt, unwegsame Moore ausdehnen, unergründlicher Morast, der mit grünen Pflanzen bedeckt ist. Im vorigen Jahre flüchtete sich ein Hirsch, den ich verwundet hatte, dorthin. Ich sah, wie er einsank, langsam, langsam . . . Nach Verlauf von zwei Minuten erblickte ich nichts mehr von ihm, als sein Geweih; bald darauf war auch das verschwunden und mit ihm zwei meiner Hunde.

Aber ich . . ich bin nicht so schwer, kicherte die Alte.

Ich glaube, du reitest auf einem Besenstiel darüber; sagte der Graf.

*) Schlechte Uebersetzung von Professor. Die lithauischen Barden hießen Waidelote.

Ein zorniger Blick zuckte in den Augen der Alten auf.

Mein guter Herr, sagte sie, indem sie den näselnden, schleppenden Ton einer Bettlerin wieder annahm, willst du nicht einer alten Frau eine Pfeife Tabak schenken? — Du würdest besser thun, fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, du würdest besser thun, den Weg durch jene Sümpfe zu suchen, als nach Dowghielly zu gehen.

Dowghielly! rief der Graf erröthend. Was willst du damit sagen?

Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß das Wort einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte. Er war offenbar verlegen, senkte den Kopf und beschäftigte sich, um seine Bestürzung zu verbergen, emsig mit dem Tabaksbeutel, der am Griffe seines Waidmessers hing.

Nein, geh nicht nach Dowghielly! wiederholte die Alte. Die weiße Taube ist nichts für dich. — Habe ich nicht Recht, Pirkuns?

In diesem Moment steckte die Schlange ihren Kopf aus dem Kittel von Schaaffellen am Halse der Alten heraus und erhob sich bis zu ihrem Ohre, indem sie, wahrscheinlich auf dies Kunststück abgerichtet, Zunge und Kiefern bewegte, als ob sie spräche.

Er sagt, daß ich Recht habe, kicherte die Alte.

Der Graf reichte ihr eine Hand voll Tabak.

Du kennst mich also? fragte er.

Nein, mein guter Herr.

Ich bin der Besitzer von Medintiltas. Komm in

diesen Tagen einmal zu mir. Ich werde dir Tabak und Branntwein geben.

Die Alte küßte ihm die Hand und eilte mit großen Schritten davon. Nach wenigen Augenblicken hatten wir sie aus dem Gesicht verloren. Der Graf blieb nachdenklich und zog die Schnur seines Tabaksbeutels auf und zu, offenbar ohne sich seines Thuns bewußt zu sein.

Sie werden sich über mich lustig machen, Herr Professor, begann er nach längerem Schweigen. Die alte Hexe kennt mich besser, als sie zugesteht, und der Weg, den sie mir zeigte . . . Indessen liegt in Alledem nichts Erstaunliches. Ich bin in der Gegend bekannt, wie ein weißer Wolf, und die Alte hat mich wahrscheinlich mehr als einmal auf dem Wege nach Dowghielly gesehen . . . Dort giebt es eine heirathsfähige junge Dame, und so hat sie vorausgesetzt, daß ich in diese verliebt sei. Irgend ein hübscher Junge aus der Umgegend wird sie durch ein Trinkgeld bestimmt haben, mir Unheil zu prophezeihen . . . Alles das springt in die Augen, indessen . . . ich mag mich dagegen wehren, wie ich will, haben ihre Worte einen Eindruck auf mich gemacht — haben mich beinahe erschreckt. Sie lachen und haben ganz Recht . . . Die Sache ist aber die, daß ich den Plan hatte, uns heute in Dowghielly zu Tisch einzuladen, und daß ich nun irre geworden bin . . . Ich bin ein großer Narr, nicht wahr? Aber entscheiden Sie selbst, Herr Professor: sollen wir hinreiten oder nicht?

Ich werde mich wohl hüten, einen Rath zu

geben. In Heirathsangelegenheiten spreche ich nie eine Meinung aus, entgegnete ich lachend.

Dabei hatten wir unsere Pferde wieder erreicht. Der Graf schwang sich leicht in den Sattel und ließ die Zügel fallen.

Das Pferd soll für uns entscheiden! rief er.

Das Thier zögerte keinen Augenblick, sondern bog sofort in einen kleinen Pfad ein, der, nachdem er sich eine Weile zwischen den Bäumen hingeschlängelt, auf eine gebahnte Straße mündete. Diese Straße führte nach Dowghielly, und eine halbe Stunde später hielten wir vor dem Perron des Schlosses.

Der Hufschlag unserer Pferde lockte ein hübsches Köpfchen ans Fenster, in welchem ich sofort die verrätherische Uebersetzerin von Mickiewitz erkannte.

Seien Sie willkommen! rief sie zwischen den Gardinen hervor. Sie konnten gar nicht zur gelegneren Zeit eintreffen, Graf Szemioth. Ich habe soeben aus Paris ein Kleid erhalten und werde so schön darin aussehen, daß Sie mich sicherlich kaum wiedererkennen.

Damit schlossen sich die Gardinen. Als wir den Perron hinauf stiegen, murmelte der Graf zwischen den Zähnen:

Gewiß hat sie das Kleid nicht für mich angelegt.

Ich wurde Frau von Dowghiello, der Tante Julka's, vorgestellt, die mich sehr zuvorkommend empfing und von meinen letzten Artikeln in der Königsberger Zeitung für Kunst und Literatur sprach.

Der Professor kommt, um sich bei Ihnen über Fräulein Julie zu beklagen, die ihm einen sehr boshaften Streich gespielt hat, sagte der Graf.

Sie ist ein Kindskopf, Herr Professor. Verzeihen Sie ihr. Sie hat mich durch ihre Thorheiten schon oft beinahe zur Verzweiflung gebracht, entgegnete die Dame. Ich war mit sechszehn Jahren vernünftiger, als sie mit zwanzig, aber im Grunde ist sie ein gutes Mädchen und besitzt alle möglichen ausgezeichneten Eigenschaften und Talente. Sie spielt sehr gut Klavier, ist eine vortreffliche Blumenmalerin, spricht drei Sprachen: französisch, deutsch und italienisch gleich fertig . . . stickt . .

Und macht schmudische Verse! fügte der Graf lachend hinzu.

Nein, das kann sie nicht! rief Frau von Dowghiello, welcher man nun den Schelmenstreich ihrer Nichte erzählte.

Frau von Dowghiello war sehr unterrichtet und mit den Alterthümern ihres Landes bekannt und vertraut Ihre Unterhaltung interessirte mich außerordendlich. Sie las viele unsrer „Revuen“ und hatte ein sehr gesundes Urtheil über Sprachen und Sprachforschung. Ich gestehe, daß mir die Zeit, welche Fräulein von Iwinska brauchte, um sich anzuziehen, schnell verfloß, aber desto länger schien sie dem Grafen Szemioth zu werden, der sich bald erhob, bald wieder setzte, zum Fenster hinaussah und mit den Fingern an den Scheiben trommelte, wie ein Mann, welcher anfängt die Geduld zu verlieren.

Endlich, nach drei Viertelstunden, erschien die junge

Dame in Begleitung ihrer französischen Gesellschafterin. Sie trug mit ebenso viel Grazie als Stolz eine Robe, deren Beschreibung größere Kenntnisse in dem Fache der Toilette erfordern würde, als ich besitze.

Bin ich nicht schön? fragte sie den Grafen, indem sie sich langsam um sich selbst drehte und sich ihm von allen Seiten zeigte.

Dabei sah sie weder mich noch ihn an, sondern nur das Kleid.

Nun, Julka, sagst du dem Herrn Professor, der sich über dich zu beklagen hat, nicht guten Tag? fragte Frau von Dowghiello.

Was habe ich denn verbrochen? rief Fräulein von Iwinska, den Mund zu einem allerliebsten Schmollen verziehend. Werden Sie mich zur Strafe ins Carcer schicken, Herr Professor?

Die Strafe würde nur uns selbst treffen, indem sie uns Ihrer Gegenwart beraubte, entgegnete ich. Auch bin ich fern davon, mich zu beklagen, im Gegentheil, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet für die Ueberzeugung, die ich durch Sie gewonnen, daß die Muse Lithauens glänzender als je erblüht.

Sie beugte den Kopf und hielt die Hände vor das Gesicht, wobei sie sich indessen sehr in Acht nahm, ihre Frisur nicht in Unordnung zu bringen.

Verzeihen Sie, ich will es nicht wieder thun! sagte sie im Tone eines Kindes, welches Confitüren genascht hat.

Ich werde Ihnen nur unter der Bedingung ver-

zeihen, liebe Pani, daß Sie gewisse Versprechungen erfüllen, die Sie mir in Wilna bei der Fürstin Katazina Paç gegeben haben, entgegnete ich.

Welche Versprechungen? fragte sie lachend, indem sie den Kopf aufhob.

Haben Sie das schon vergessen? Sie versprachen mir, wenn wir uns in Samogitien wiedersehen sollten, einen gewissen volksthümlichen Tanz, von dem Sie Wunderdinge berichteten.

Ach, die Russalka! Mit Vergnügen; und da haben wir auch gleich den Partner, den ich dazu brauche.

Damit lief sie zu einem Tische, auf welchem Musikhefte lagen, blätterte rasch darin, legte eins auf das Notenpult des Flügels und wendete sich an ihre Gesellschafterin.

Bitte, liebe Seele, allegro presto!

Und ohne sich niederzusetzen, spielte sie selbst das Ritornell, um das Tempo anzugeben.

Kommen Sie, Graf Michael! rief sie dann. Sie sind ein viel zu guter Lithauer, um die Russalka nicht zu tanzen . . . aber tanzen Sie wie ein Bauer, hören Sie wohl!

Frau von Dowghiello versuchte zu protestiren, aber vergebens. Der Graf und ich bestanden auf unserem Willen. Er hatte allerdings seine guten Gründe dazu, denn die ihm zufallende Rolle war, wie man bald sehen wird, die angenehmste. Die Gesellschafterin erklärte nach einigen Versuchen, sie glaube, diese Art von Walzer, so

sonderbar er auch sei, spielen zu können, und nachdem Fräulein von Iwinska einige Stühle und einen Tisch, die ihr im Wege standen, bei Seite geschoben, faßte sie ihren Partner beim Kragen des Rockes und führte ihn in die Mitte des Salons.

Sie wissen also, Herr Professor, daß ich eine Russalka bin, begann sie mit einer tiefen Verbeugung.

Eine Russalka, fuhr sie fort, ist eine Nixe. Es giebt solche in jedem der schwarzen Teiche, die unsere Wälder schmücken. Kommen Sie ihnen ja nicht zu nahe! Die Russalka, die womöglich noch schöner ist, als ich, huscht heraus, zieht Sie hinab ins Wasser und verspeis't Sie aller Wahrscheinlichkeit nach.

Also eine wirkliche Sirene! rief ich.

Er, fuhr Fräulein von Iwinska auf den Grafen Szemioth deutend fort, er ist ein junger, sehr unerfahrener Fischer, der sich mir unvorsichtig nähert, und ich, um mir etwas länger das Vergnügen zu machen, tanze ein bischen um ihn herum . . . Aber um Alles das gut darzustellen, brauchte ich nothwendig einen Sarafan*). Schade! Sie müssen dies Kleid, das weder Charakter noch Lokalfarbe besitzt, entschuldigen . . . Ach und ich habe Schuhe an! Die Russalka mit Schuhen, noch dazu mit Hackenschuhen zu tanzen, ist ganz unmöglich!

Dabei hob sie den Saum ihres Rockes empor, schüttelte einen ihrer kleinen hübschen Füße sehr graziös

*) Sarafan heißt der taillenlose Rock einer lithauischen Bäuerin.

und schleuderte, auf die Gefahr einen Theil ihres Beines zu zeigen, den Schuh in die äußerste Ecke des Salons. Der zweite folgte dem ersten, und sie stand nun in seidnen Strümpfen auf dem Parquet.

Ich bin fertig! rief sie ihrer Gesellschafterin zu.

Und der Tanz begann.

Die Russalka umschwebt ihren Tänzer. Er streckt die Arme aus, um sie zu erfassen; sie schlüpft unter denselben hindurch und entgeht ihm. Alles das ist sehr graziös, die Musik ist bewegt und originell. Der Tanz endigt damit, daß der Tänzer die Russalka endlich zu erhaschen meint, um sie zu küssen. Sie macht einen Sprung und fällt wie todt zu seinen Füßen . . Aber hier improvisirte der Graf und brachte eine Variation an. Er umfaßte die neckische Nymphe wirklich und küßte sie herzhaft. Fräulein von Iwinska stieß einen kleinen Schrei aus, erröthete und ließ sich schmollend auf ein Sopha sinken, indem sie sich beklagte, er habe sie umarmt wie ein Bär. Ich sah, daß der Vergleich dem Grafen nicht gefiel, denn er erinnerte ihn an sein Familienunglück. Seine Stirn wurde düster.

Ich meinestheils bedankte mich bei Fräulein von Iwinska auf das Angelegentlichste und lobte den Tanz, der einen wirklich antiken Charakter zu tragen schien und mich an die heiligen Tänze der Griechen erinnerte.

Ein Diener, welcher den General und die Fürstin Veliaminoff meldete, unterbrach uns. Fräulein von Iwinska machte einen Sprung vom Kanapee zu ihren

Schuhen, schlüpfte mit ihren kleinen Füßen hinein, eilte der Fürstin entgegen und machte ihr zwei tiefe Verbeugungen. Ich bemerkte, wie sie bei jeder derselben sehr geschickt einen ihrer Schuhe herauf zog.

Der General brachte zwei Adjutanten mit und lud sich, wie wir gethan, zu Tisch. In jedem andern Lande der Welt hätte das unerwartete Eintreffen von sechs Tischgästen, die den besten Appetit mitbrachten, die Wirthin in Verlegenheit gesetzt, aber in diesen lithauischen Häusern herrscht eine solche Gastfreundschaft und Fülle, daß sich das Mittagessen nicht um eine halbe Stunde verspätete. Das Einzige war, daß es etwas zu viel warme und kalte Pasteten dabei gab.

IV.

Das Diner verlief sehr heiter. Der General theilte uns recht interessante Einzelnheiten über die Sprachen mit, welche im Kaukasus gesprochen werden, und von denen die einen zu den arischen, die andern zu den turanischen gehören, obgleich die verschiedenen Volksstämme unter sich eine merkwürdige Uebereinstimmung in Sitten und Gebräuchen zeigen. Ich selbst mußte von meinen Reisen erzählen, denn nachdem Graf Szemioth mich wegen meiner Reitkünste beglückwünscht und hinzugefügt hatte, daß ihm nie ein Professor oder Geistlicher vorgekommen, der einem Ritt, wie wir ihn heute gemacht, so gewachsen gewesen wäre, hatte ich ihm zur Erklärung sagen müssen, daß ich — von der Bibelgesellschaft mit

einer Arbeit über die Sprachen der Charruas beauftragt — drei Jahre in der Republik Uruguay zugebracht, während der Zeit fast immer in den Pampas und unter den Indianern gelebt und selbstverständlich wenig vom Pferde heruntergekommen wäre. Auf diese Weise kam ich dazu, unter Anderm zu erzählen, daß ich einmal, drei Tage in den unabsehbaren Ebenen verirrt und ohne Lebensmittel, genöthigt gewesen wäre, es wie die Gauchos zu machen, d. h. meinem Pferde zu Ader zu lassen und sein Blut zu trinken.

Alle Damen stießen einen Schrei des Abscheus aus. Der General bemerkte, daß die Kalmücken in gleicher Lage zu demselben Hülfsmittel zu greifen pflegten, und der Graf fragte mich, wie ich das Getränk gefunden hätte?

Moralisch widerstand es mir aufs Aeußerste, entgegnete ich, physisch bekam es mir sehr gut, und ich verdanke es diesem Blute allein, daß ich heute die Ehre haben kann, hier mit Ihnen zu Mittag zu essen. Viele Europäer, d. h. Weiße, die lange mit den Indianern gelebt haben, finden selbst nach und nach Geschmack daran. Mein sehr vortrefflicher Freund Don Fructuoso Rivero, der Präsident der Republik, versäumt z. B. selten eine Gelegenheit, diesen Appetit zu befriedigen. Ich erinnere mich, daß er eines Tages, als er sich eben in großer Uniform nach dem Congreß begab, an einem Rancho vorüber kam, wo man einem Füllen zur Ader ließ. Er hielt an, stieg vom Pferde, verlangte einen Schoppen und ein Saugröhrchen, worauf er eine seiner besten Reden hielt

Ihr Präsident ist ein abscheuliches Ungeheuer! rief Fräulein von Iwinska.

Verzeihen Sie, verehrte Pani, entgegnete ich, er ist ein sehr distinguirter Mann von hervorragenden geistigen Gaben. Er spricht mehrere sehr schwere indianische Sprachen ausgezeichnet, besonders das Charrua, dessen große Schwierigkeit in den zahllosen Formen besteht, die das Verbum je nach dem Régime direct oder indirect und selbst nach der socialen Stellung annimmt, in welcher die sprechenden Personen zu einander stehen.

Eben wollte ich noch einige ziemlich eigenthümliche Details über den Mechanismus des Verbums in dieser Sprache hinzufügen, als mich der Graf mit der Frage unterbrach, wo man einem Pferde zur Ader lassen müsse, wenn man die Absicht habe, sein Blut zu trinken.

Um Gotteswillen, lieber Professor, sagen Sie es ihm nicht! rief Fräulein von Iwinska mit komischem Entsetzen. Er wäre im Stande, seinen ganzen Marstall zu opfern, und wenn er keine Pferde mehr hat uns selbst aufzuessen!

Nach diesem scherzhaften Ausfall standen die Damen lachend vom Tische auf, um Kaffee und Thee zu bereiten, während wir unsere Cigarren rauchten. Nach einer Viertelstunde ließ man den General bitten, in den Salon zu kommen. Wir wollten ihm folgen, aber man sagte uns, die Damen wünschten nur einen der Herren auf einmal. Bald darauf hörten wir lautes Lachen und Händeklatschen im Salon.

Fräulein Julka scheint im besten Zuge, sagte der Graf.

Jetzt wurde er selbst gerufen; neues Lachen, neues Händeklatschen. Nun kam ich an die Reihe. Als ich in den Salon trat, hatte die Gesellschaft den Anschein eines tiefen Ernstes angenommen, der nichts Gutes prophezeite. Ich erwartete irgend eine Neckerei.

Herr Professor, begann der General so geschäftsmäßig wie möglich, die Damen behaupten, wir hätten dem Champagner zu viel Ehre angethan und wollen uns nur, wenn wir eine Probe ablegen, in ihre Gesellschaft aufnehmen. Es handelt sich nun darum, mit verbundenen Augen von der Mitte des Salons bis an jene Mauer zu gehen und sie mit dem Finger zu berühren. Sie sehen, die Sache ist sehr einfach, man hat nur gerade aus zu marschiren. Fühlen Sie sich im Stande, die gerade Richtung inne zu halten?

Ich glaube, Herr General.

Sogleich band mir Fräulein von Iwinska ein Tuch um die Augen und zog es am Hinterkopfe mit aller Gewalt zu.

Sie stehen mitten im Salon, sagte sie. Strecken Sie die Hand aus . . . So! Ich wette, Sie finden die Mauer nicht.

Vorwärts marsch! kommandirte der General.

Ich hatte nicht mehr als fünf oder sechs Schritte zurückzulegen, bewegte mich aber sehr langsam vorwärts, fest überzeugt, einer ausgespannten Schnur oder einem

Tabouret zu begegnen, das man mir verrätherisch in den Weg stellte, um mich zum Straucheln zu bringen. Unterdrücktes Lachen, das ich vernahm, vermehrte noch meine Verlegenheit. Endlich glaubte ich mich der Mauer nahe genug, um sie erreichen zu können, aber anstatt der Wand berührte mein ausgestreckter Finger etwas Kaltes, Klebriges. Ich machte eine Grimasse und einen Sprung nach rückwärts, den alle Anwesenden mit lautem Gelächter begrüßten . . . Das Tuch von den Augen reißend, erblickte ich Fräulein von Iwinska, einen Topf voll Honig in der Hand, in den ich, anstatt die Mauer zu berühren, mit dem Finger gefahren war. Mein einziger Trost war, daß die beiden Adjutanten, welche dieselbe Probe zu bestehen hatten, nicht besser davon kamen, als ich.

Fräulein von Iwinska ließ ihrer tollen Laune den ganzen Abend über vollkommen freien Lauf. Immer spöttisch, immer neckisch, machte sie bald Diesen, bald Jenen zum Stichblatt ihrer Scherze. Ich bemerkte indessen, daß sie sich am häufigsten an den Grafen wendete, der, wie ich zugestehen muß, auch durchaus kein Spaßverderber war, sondern das größte Vergnügen an ihren Neckereien zu finden schien. Wendete sie dagegen ihre Angriffe einem der Adjutanten zu, so verfinsterte sich sofort seine Stirn, und ich sah sein Auge in einem dunkeln Feuer blitzen, das in der That etwas Erschreckendes hatte. „Muthwillig wie ein Kätzchen und weiß wie Milch.“ Es schien mir, als hätte Mickiewitz, als er diese

Worte schrieb, das Porträt der Panna Iwinska zeichnen wollen.

V.

Man trennte sich ziemlich spät. In vielen vornehmen Häusern Lithauens findet man prachtvolles Silberzeug, schöne Möbel, kostbare türkische Teppiche, aber man hat dem ermüdeten Gaste kein gutes, deutsches Bett zu bieten. Der Slave, sei er reich oder arm, Edelmann oder Bauer, schläft vortrefflich auf dem Fußboden. Schloß Dowghielly machte keine Ausnahme von der Regel. In dem Zimmer, das man uns, dem Grafen und mir, anwies, befanden sich nur zwei mit Leder bezogene Sophas. Mich erschreckte das nun nicht gerade, denn ich hatte auf meinen Reisen oft auf der bloßen Erde gelegen, und die Declamationen des Grafen über den Mangel an Civilisation bei seinen Landsleuten nöthigten mir nur ein Lächeln ab. Ein Diener kam, um uns die Stiefel auszuziehen, und brachte uns Schlafröcke und Pantoffeln. Der Graf ging, nachdem er seinen Rock abgelegt, eine Weile im Zimmer auf und ab und blieb dann plötzlich vor dem Sopha stehen, auf dem ich mich bereits ausgestreckt hatte.

Was denken Sie von Julka? fragte er mich.

Ich finde sie sehr reizend.

Gewiß aber auch sehr kokett .... Glauben Sie, daß sie eine ernstliche Neigung zu diesem kleinen blonden Hauptmann hat?

Dem Adjutanten? . . Wie kann ich das wissen? Er ist ein Geck, und deßhalb gefällt er den Frauen.

Die Folgerung bestreite ich, Herr Graf. Soll ich Ihnen aufrichtig sagen, was ich glaube? Ich glaube, Fräulein von Iwinska denkt viel mehr daran, dem Grafen Szemioth zu gefallen, als allen Adjutanten der Armee.

Er erröthete und antwortete mir nicht; aber es kam mir vor, als hätten ihm meine Worte großes Vergnügen gemacht. Eine Weile ging er noch, ohne zu sprechen, im Zimmer auf und ab, endlich sah er nach seiner Uhr.

Meiner Treu, wir würden gut thun, zu schlafen, es ist bereits spät, sagte er.

Dann nahm er seine Flinte und seinen Hirschfänger, die man in unser Zimmer gebracht hatte, legte sie in einen Schrank und zog den Schlüssel ab.

Wollen Sie ihn an sich nehmen? fragte er, indem er mir denselben zu meinem Erstaunen überreichte. Ich könnte ihn vergessen — jedenfalls haben Sie ein besseres Gedächtniß als ich.

Das beste Mittel, Ihre Waffen nicht zu vergessen, würde es wohl sein, wenn Sie dieselben auf jenen Tisch neben Ihrem Sopha legten.

Nein . . . hören Sie, um aufrichtig zu sprechen . . . ich habe nicht gern Waffen in der Nähe, wenn ich schlafe . . . Und ich will Ihnen auch meine Gründe sagen. Als ich noch bei den Husaren in Grodno stand,

schlief ich eines Tages mit einem Kameraden in demselben Zimmer. Meine Pistolen lagen auf dem Stuhle neben mir. In der Nacht erwachte ich von einem Knall. Ich hatte eine Pistole in der Hand, hatte Feuer gegeben, und die Kugel war in einer Entfernung von zwei Zoll am Kopfe meines Freundes vorübergeflogen. Ich habe mich nie besinnen können, was ich geträumt hatte.

Diese Anekdote machte mich etwas nachdenklich. Dagegen, daß er mir eine Kugel durch den Schädel jagte, war ich allerdings geschützt, aber wenn ich die gewaltige Gestalt und die herkulischen Gliedmaßen meines Gefährten ins Auge faßte, seine nervigen von schwarzem Flaum bedeckten Arme, so mußte ich eingestehen, daß er recht gut im Stande war, mich im Traume mit seinen Händen zu erwürgen. Dessenohngeachtet hütete ich mich wohl, ihm die geringste Unruhe zu zeigen. Nur setzte ich ein Licht auf den Stuhl vor meinem Sopha und fing an, in dem Katechismus von Lawicki zu lesen, den ich mitgebracht hatte. Der Graf wünschte mir gute Nacht, streckte sich auf sein Sopha, drehte sich fünf oder sechsmal um und schien endlich einzuschlafen, obgleich er zusammengeringelt lag, wie jener Liebende des Horaz, der, in einen Koffer eingeschlossen, mit dem Kopfe die heraufgezogenen Knie berührt.

. . . Turpi clausus in arca
Contractum genibus tangas caput . . .

Von Zeit zu Zeit stieß er einen gewaltigen Seufzer aus, oder ließ eine Art von nervösem Schnarchen

hören, das ich der seltsamen Stellung zuschrieb, in der er schlief. So verging etwa eine Stunde. Ich wurde ebenfalls schläfrig, schloß mein Buch und legte mich so bequem als möglich zurecht, als ein seltsames Lachen meines Stubengenossen mich plötzlich zusammenfahren ließ. Ich betrachtete den Grafen. Er hatte die Augen geschlossen, sein ganzer Körper zitterte, und seinen halboffenen Lippen entschlüpften kaum vernehmliche Worte:

Sehr frisch! . . Sehr weiß! . . . der Professor weiß nicht, was er sagt . . . Pferde taugen nichts . . . Welches leckere Stück! . . .

Dann biß er mit den Zähnen in das Kissen, auf dem er mit dem Kopfe lag, und stieß dabei thierische Laute aus, von denen er selbst erwachte.

Ich blieb still auf meinem Sopha und stellte mich schlafend, aber ich beobachtete ihn genau. Er setzte sich aufrecht, rieb sich die Augen, seufzte traurig und blieb, ohne sich zu rühren, etwa eine Stunde wie in tiefe Gedanken versunken sitzen. Mir war sehr unbehaglich zu Muthe, und ich nahm mir vor, nie wieder mit dem Grafen in demselben Zimmer zu schlafen. Schließlich überwand indessen die Müdigkeit die Unruhe, und als der Diener am andern Morgen in unser Zimmer trat, schliefen wir Beide tief und fest.

VI.

Nach dem Frühstück kehrten wir nach Medintiltas zurück. Dort gelang es mir, Dr. Fröber allein zu

sprechen, und ich theilte ihm mit, daß ich den Grafen für krank halte, daß er entsetzliche Träume habe, vielleicht somnambül sei, und daß er in diesem Zustande gefährlich werden könne.

Alles das habe ich bereits bemerkt, entgegnete der Arzt. Bei einer athletischen Gestalt ist er nervös wie eine Frau. Vielleicht hat er das von seiner Mutter . . . Sie war diesen Morgen sehr bösartig . . . Ich glaube nicht recht an das, was man von den Gelüsten schwangerer Frauen und den Einwirkungen eines gehabten Schreckens erzählt, aber es waltet kein Zweifel, daß die Gräfin wahnsinnig ist, und Wahnsinn überträgt sich durch das Blut . . .

Aber der Graf ist sonst ganz vernünftig, erwiderte ich. Er denkt vollkommen klar, ist sehr unterrichtet, viel unterrichteter, als ich, offen gestanden, geglaubt hätte, er lies't gern . . .

Das Alles gebe ich zu, mein lieber Professor; aber er ist auch oft sehr sonderbar. Zuweilen schließt er sich mehrere Tage ein und streift Nachts umher . . . Dabei lies't er unglaubliche Bücher . . . Deutsche Metaphysik, Philosophie . . . was weiß ich Alles! Erst gestern hat er einen Ballen Bücher aus Leipzig bekommen. Soll ich die Sache beim rechten Namen nennen? Ein Herkules bedarf einer Hebe . . Es giebt hier sehr hübsche Bauermädchen . . . Sonnabends Abends, nach dem Bade, könnte man sie für Fürstinnen halten . . . und es ist nicht Eine darunter, die nicht stolz darauf sein würde,

dem Grafen die Zeit zu vertreiben! In seinem Alter — der Teufel soll mich holen! . . . Aber nein, er hat keine Geliebte und nimmt auch keine Frau, und daran thut er sehr Unrecht. Er braucht eine Ableitung . . .

Der grobe Materialismus des Doctors verletzte mich aufs Aeußerste, und ich brach das Gespräch kurz ab, indem ich ihm sagte, daß ich sehr wünschte, Graf Szemioth möge eine seiner würdige Gattin finden. Nicht ohne Verwunderung hatte ich indessen von dem Doctor vernommen, daß der Graf sich mit philosophischen Studien beschäftige. Dieser Husarenoffizier, dieser leidenschaftliche Jäger, der deutsche Werke über Metaphysik las und sich mit Physiologie beschäftigte, warf alle meine Voraussetzungen über den Haufen. Der Doctor hatte mir übrigens die Wahrheit gesagt, und ich erhielt noch an demselben Tage den Beweis dafür.

Wie erklären sie den Dualismus oder das Doppeltsein unsrer Natur, Herr Professor? fragte der Graf mich plötzlich, als wir beinahe mit dem Mittagessen fertig waren.

Da er bemerkte, daß ich ihn nicht ganz verstand, fuhr er fort:

Haben Sie niemals auf der Höhe eines Thurmes oder am Rande eines Abgrundes gestanden, und die Versuchung empfunden, sich hinabzustürzen, während Sie sich gleichzeitig von Schrecken gepackt fühlten? . . .

Das läßt sich durch rein physische Ursachen erklären, sagte der Doctor. Erstens bringt die Anstrengung des

Steigens stets einen Andrang des Blutes nach dem Gehirn hervor, welcher . . .

Ach, lassen wir das Blut, Doctor, und wählen wir ein anderes Beispiel, rief der Graf ungeduldig; wir halten z. B. eine geladene Flinte in der Hand. Unser bester Freund steht vor uns, und plötzlich kommt uns der Gedanke, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Man empfindet den größten Abscheu vor einem Morde, und dennoch kommt der Einfall. Ich glaube, meine Herren, wenn man Alles, was uns im Laufe einer Stunde durch den Kopf geht . . . wenn man z. B. Ihre Gedanken, Herr Professor, den ich für einen weisen, tugendhaften Menschen halte, aufschriebe . . . sie würden wahrscheinlich einen Folioband bilden, nach welchem jeder Advocat mit Erfolg für Ihre Amtsentsetzung plaidiren, jeder Richter Sie ins Gefängniß oder in ein Narrenhaus sperren könnte.

Sicherlich würde mich kein Richter darum verurtheilen, daß ich diesen Morgen länger als eine Stunde das Mysterium zu ergründen suchte, nach welchem die slavischen Verben in die zukünftige Zeit gerückt werden, sobald sie sich mit einer Präposition verbinden. Aber wenn ich auch zufällig etwas Andres gedacht hätte, welcher Beweis wäre das gegen mich? Ich bin ebenso wenig Herr meiner Gedanken als der äußeren Veranlassungen dazu. Wenn auch ein unrechter Gedanke in mir auftauchte, so könnte man daraus noch lange nicht auf die Ausführung, ja nicht einmal auf den Vorsatz zur

Ausführung schließen. Ich bin niemals auf den Einfall gerathen, einen Menschen zu tödten, aber wenn mir auch die Idee käme, so hätte ich doch meine Vernunft, um sie zu verscheuchen.

Ja, von Vernunft läßt sich leicht reden, aber es ist doch die Frage, ob sie wirklich immer bei der Hand ist, um uns zu leiten, wie Sie sagen. Um die Vernunft zu hören und ihr zu gehorchen, bedarf es der Ueberlegung, d. h. wir brauchen dazu Zeit und kaltes Blut. Hat man aber immer das Eine und das Andere? Im Kampf sehe ich z. B. eine ricochettirende Kugel geflogen kommen; ich springe zur Seite und stelle meinen Freund bloß, für den ich gern mein Leben gegeben, wenn ich Zeit behalten hätte, zu überlegen . . .

Ich versuchte ihm von unseren Pflichten als Menschen und Christen zu sprechen, von der Nothwendigkeit, den Streitern des Evangeliums nachzuahmen, und immer zum Kampfe bereit zu sein. Ich suchte ihm endlich zu Gemüth zu führen, daß wir, indem wir ununterbrochen gegen unsere Leidenschaften ankämpfen, auch immer neue Kräfte gewinnen, sie zu besiegen und zu beherrschen. Aber ich erreichte, wie ich fürchte, nichts, als daß er schwieg; überzeugt schien er nicht.

Noch etwa zehn Tage verweilte ich im Schlosse und stattete während dieser Zeit einen zweiten Besuch in Dowghielly ab, doch blieben wir diesmal nicht über Nacht. Fräulein von Iwinska zeigte sich, wie das erste Mal, als neckisches, verwöhntes Kind. Auf den Grafen

übte sie eine Art von unwiderstehlichem Zauber aus, und ich zweifelte nicht daran, daß er in sie verliebt sei. Indessen kannte er ihre Fehler und machte sich keine Illusionen. Er wußte, daß sie kokett, eitel und gleichgültig gegen Alles war, was ihr kein Amüsement versprach. Ich bemerkte oft, wie sehr er darunter litt, daß sie so und nicht anders war, aber sobald sie ihm eine kleine Aufmerksamkeit erwies, vergaß er Alles; sein Gesicht verklärte sich, und er strahlte vor Freude.

Er wollte mich vor meiner Abreise ein letztes Mal mit nach Dowghielly nehmen, vielleicht weil ich die Tante zu unterhalten pflegte, während er mit der Nichte im Garten spazieren ging, aber ich hatte noch so viel zu arbeiten, daß ich mich entschuldigen mußte, so sehr er auch in mich drang. Zum Mittagessen war er wieder da, obgleich er uns gesagt, wir möchten nicht auf ihn warten. Er setzte sich an den Tisch, vermochte aber nicht zu essen. Während der ganzen Mahlzeit blieb er düster und verstimmt. Von Zeit zu Zeit zogen sich seine Brauen zusammen, und die Augen nahmen einen unheimlichen Ausdruck an. Als der Doctor sich entfernte, um zur Gräfin zu gehen, folgte der Graf mir in mein Zimmer und theilte mir mit, was ihm auf dem Herzen lag.

Es thut mir sehr leid, Sie, Herr Professor, verlassen zu haben, um Jene zu besuchen, die sich über mich lustig macht und nur neue Gesichter liebt, sagte er. Aber glücklicherweise ist jetzt Alles zu Ende zwischen uns;

ich bin der Sache überdrüssig und werde Fräulein Iwinska niemals wiedersehen . . .

Seiner Gewohnheit nach ging er eine Weile im Zimmer auf und ab, dann begann er wieder:

Sie haben vielleicht geglaubt, ich sei in sie verliebt? Wenigstens denkt es der Dummkopf von Doctor. Nein, ich habe sie nie geliebt. Ihr Lachen hat mich amüsirt — ich sah gern ihre weiße Haut . . . das ist Alles, was gut an ihr ist . . . . besonders die Haut. Das Gehirn ist wenig werth. Ich habe niemals etwas Anderes in ihr erblickt als eine hübsche Puppe, die man gern sieht, wenn man sich langweilt und keine neuen Bücher hat. Sie ist ohne Zweifel eine Schönheit zu nennen . . . Ihre Haut ist prachtvoll! Und das Blut, das unter dieser Haut rinnt, muß noch schmackhafter sein, als das eines Pferdes. Was meinen Sie dazu, Herr Professor?

Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus, das mir eine unangenehme Empfindung verursachte.

Am nächsten Tage sagte ich ihm Lebewohl, um meine Untersuchungen im Norden des Herzogthums fortzusetzen.

VII.

Diese Studien dauerten noch etwa zwei Monate, und ich darf wohl sagen, daß es in Samogitien kaum ein Dorf giebt, in dem ich nicht gewesen und wo ich nicht einige werthvolle Documente erworben hätte. Es

sei mir erlaubt, diese Gelegenheit zu benutzen, um den Bewohnern der Provinz und namentlich den Herren Geistlichen für die wirklich angelegentliche Unterstützung zu danken, welche sie meinen Bestrebungen zu Theil werden ließen, sowie für die werthvollen Beiträge, mit denen sie mein Wörterbuch bereicherten.

Nach einwöchentlichem Aufenthalte in Szawle hatte ich mir eben vorgenommen, nach Klaypeda (der Hafenstadt, die wir Memel nennen) zu gehen, um nach Hause zurückzukehren, als mir Graf Szemioth durch seinen Jäger den folgenden Brief zusandte.

„Lieber Herr Professor!

Gestatten Sie mir, Ihnen deutsch zu schreiben, denn schriebe ich schmudisch, so würde ich noch mehr Sprachschnitzer machen und Ihre Achtung vollends verscherzen. Weiß ich doch, so wie so, nicht, wie viel Sie davon für mich hegen, und die Neuigkeit, welche ich Ihnen mitzutheilen habe, dürfte dieselbe vielleicht nicht erhöhen. Ohne weitere Vorrede: ich verheirathe mich, und Sie ahnen gewiß, mit wem. „Jupiter lacht der Schwüre der Liebenden." Ebenso thut Pirkuns, unser samogitischer Jupiter. Ich heirathe also am 8ten des künftigen Monats Julie Iwinska, und Sie würden der liebenswürdigste aller Menschen sein, wenn Sie der Ceremonie beiwohnen wollten. Sämmtliche Bauern von Medintiltas und den umliegenden Ortschaften werden bei der Gelegenheit zusammenkommen, um einige Ochsen und unzählige Schweine zu verzehren, und wenn sie betrunken sind, tanzen sie auf

der großen Wiese rechts von der Eingangsallee, die Ihnen bekannt ist. Sie werden Costüme, Sitten und Gebräuche kennen lernen, die Ihre Aufmerksamkeit verdienen. Sie würden Julie und mir durch Ihr Kommen das größte Vergnügen bereiten, ja ich füge hinzu, eine Ablehnung würde uns in die äußerste Verlegenheit bringen. Sie wissen, daß ich mich zum evangelischen Glauben bekenne, ebenso meine Verlobte. Es findet sich nun, daß unser Geistlicher, welcher einige dreißig Meilen von hier wohnt, an der Gicht darnieder liegt, und ich wage zu hoffen, daß Sie sich bereit finden lassen, an seiner Statt die Ceremonie zu verrichten. Bis dahin gestatten Sie mir, lieber Herr Professor, mich zu nennen Ihren ganz ergebenen

Michael Szemioth."

Am Fuße des Briefes, in Form einer Nachschrift, war mit hübscher Frauenhand beigefügt:

„Ich, die lithauische Muse, schreibe schmudisch. Michael ist ein unartiger und ungalanter Mensch, daß er an Ihrem Beifall für seine Heirath zweifelt. Ich glaube wirklich, Keine außer mir wäre so thöricht, ihn zu nehmen. Sie werden am 8ten künftigen Monats eine Braut von einigem Chic sehen (das ist nicht schmudisch, sondern französisch!), lassen Sie sich dadurch nur nicht während der Ceremonie aus dem Texte bringen."

Weder Brief noch Nachschrift gefielen mir. Ich fand das Brautpaar, Angesichts des so wichtigen Schrittes, von unverzeihlicher Leichtfertigkeit. Dennoch hatte ich keinen

Vorwand, Nein zu sagen. Außerdem lockte mich das versprochene Schauspiel, und jedenfalls befanden sich unter der großen Menge von Edelleuten, die bei dieser Gelegenheit in Medintiltas zusammenkamen, einige, welche mir brauchbare Mittheilungen machen konnten. Mein schamaitisches Glossarium war bereits sehr reich, aber der Sinn einer gewissen Anzahl von Wörtern, die ich nur aus dem Munde ungebildeter Leute gehört hatte, war mir in mancher Beziehung dunkel geblieben — und alle diese Gründe zusammengenommen waren mächtig genug, um mich auf das Verlangen des Grafen eingehen zu lassen.

Ich antwortete also, daß ich am Morgen des 8ten in Medintiltas eintreffen würde

Wie sehr hatte ich Ursache, dieses Versprechen zu bereuen.

VIII.

Als ich in die Allee des Schlosses einfuhr, erblickte ich eine Menge Herren und Damen in Morgentoilette, welche in Gruppen auf dem Perron standen oder in den Wegen des Parkes umherspazierten. Der Hof stand voll geputzter Bauern. Das ganze Schloß war festlich geschmückt, überall Blumen, Guirlanden, Fahnen und Festons. Der Intendant geleitete mich in das für mich bestimmte Parterrezimmer, indem er sich entschuldigte, mir kein besseres geben zu können; aber es seien so viele Menschen im Schlosse, daß es unmöglich gewesen, mir das Zimmer aufzuheben, das ich während meines ersten Aufenthaltes inne gehabt und welches man jetzt

der Gattin des Adelsmarschalls eingeräumt hatte. Mein jetziges Zimmer war indessen sehr hübsch, hatte die Aussicht auf den Park und lag unter den Gemächern des Grafen.

Ich kleidete mich in aller Eile für die Ceremonie und legte mein geistliches Kleid an, aber weder der Graf noch die Braut erschienen. Der Graf war nach Dowghielly gefahren, um sie abzuholen — sie hätten zwar schon längst wieder da sein müssen, aber die Toilette einer Braut ist keine Kleinigkeit, und der Doctor machte die Eingeladenen darauf aufmerksam, daß das Frühstück erst nach der Ceremonie eingenommen werden sollte und man deßhalb gut thun würde, etwaigen allzulebhaften Appetit an einem gewissen, mit Kuchen und allen Arten von Liqueuren besetzten Büffet vorläufig zu beruhigen. Ich bemerkte bei dieser Gelegenheit wieder einmal, wie doch das Warten die Medisance herauslockt, denn die Mütter zweier hübscher junger Mädchen waren unerschöpflich in beißenden Bemerkungen über die Braut.

Endlich, es war Mittag geworden, verkündigten Böller- und Flintenschüsse ihre Ankunft, und gleich darauf rollte ein von dem prächtigsten Viergespann gezogener Galawagen in den Hof. An dem Schaum, der die Pferde bedeckte, sah man leicht, daß die Verspätung nicht ihre Schuld war. In der Kutsche saß Niemand als die Braut, Frau von Dowghiello und der Graf. Er stieg zuerst heraus und reichte Frau von Dowghiello die Hand. Fräulein von Iwinska gab sich mit einer reizen-

den Geberde kindlicher Grazie und Koketterie den Anschein, als wolle sie sich hinter ihren Shawl verstecken, um sich den neugierigen Blicken zu entziehen, die von allen Seiten auf sie eindrangen. Dessenohngeachtet stand sie im Wagen auf und wollte eben die Hand des Grafen ergreifen, als die Pferde, vielleicht durch den Regen von Blumen erschreckt, welche die Bauern der Braut zuwarfen, vielleicht dem Grauen unterliegend, das Graf Szemioth allen Thieren einflößte, sich schnaubend bäumten. Das eine Rad stieß an eine der Säulen am Fuße des Perrons, und einige Momente schwebte man in der Erwartung eines Unfalls. Fräulein von Iwinska stieß einen kleinen Schrei aus . . . aber bald war man wieder beruhigt. Der Graf nahm die Braut in seine Arme und trug sie so leicht wie eine Taube den Perron hinauf. Wir applaudirten sowohl seiner Geschicklichkeit, wie seiner ritterlichen Galanterie. Die Bauern riefen Vivat, die Braut, die über und über roth geworden war, lachte und zitterte zugleich. Der Graf, der gar keine Eile verrieth, sich seiner reizenden Last zu entledigen, schien eine Art von Triumph zu empfinden, als er sie so der ihn umringenden Menge zeigte.

Plötzlich, ohne daß man wußte woher sie kam, erschien eine hagere, bleiche Frau, deren Kleider sich in der größten Unordnung befanden, mit wirr um den Kopf hängenden Haaren und schreckensstarren Zügen oben auf dem Perron.

Ein Bär! schrie sie mit durchdringender Stimme,

ein Bär! Greift zu den Flinten! Er schleppt eine Frau fort! Schießt ihn nieder! Feuer! Feuer!

Es war die Gräfin. Die Ankunft der Braut hatte alle Welt auf den Perron, in den Hof oder an die Fenster des Schlosses gelockt. Selbst die Frauen, welche die arme Wahnsinnige überwachten, hatten einen Augenblick ihre Pflicht vergessen. Sie war entschlüpft, und ohne von Jemand bemerkt zu werden, mitten unter uns erschienen. Die Scene war überaus peinlich. Trotz ihres Geschrei's und des Widerstandes, den sie leistete, wurde die Gräfin fortgetragen. Viele der Anwesenden wußten noch nichts von ihrer Krankheit, und man sah sich gezwungen, ihnen Erklärungen zu geben. Die Gäste zischelten unter einander; alle Gesichter hatten sich verdüstert.

Schlimme Vorbedeutung! sagten die Abergläubischen, deren Zahl in Lithauen sehr groß ist.

Indessen verlangte Fräulein von Iwinska fünf Minuten Zeit, um Toilette zu machen und ihren Brautschleier anzulegen, ein Geschäft, das nicht weniger als eine Stunde in Anspruch nahm, und das war mehr als nöthig, um alle Personen, welche um die Krankheit der Gräfin nicht Bescheid wußten, mit der Ursache und den Einzelnheiten bekannt zu machen.

Endlich erschien die Braut. Sie war wundervoll gekleidet und mit Diamanten bedeckt. Ihre Tante stellte sie allen Gästen vor. Als der Augenblick gekommen war, in die Kapelle zu gehen, gab Frau von Dowghiello

zu meinem größten Erstaunen in Gegenwart der ganzen Gesellschaft ihrer Nichte eine Ohrfeige, die stark genug ausfiel, um auch die Aufmerksamkeit Derer zu erregen, die etwa nach andrer Seite hin beschäftigt waren. Die Ohrfeige wurde mit der größten Ruhe in Empfang genommen, und Niemand schien sich darüber zu wundern; nur ein in Schwarz gekleideter Mann schrieb etwas auf ein Papier, das er in Bereitschaft gehalten, und einige der Anwesenden setzten in der gleichgültigsten Weise ihre Namen darunter. Ich erfuhr die Bedeutung dieses Vorganges erst, nachdem die Ceremonie vorüber war; hätte ich eine Ahnung davon gehabt, so würde ich mich mit dem ganzen Ansehen meines heiligen Amtes gegen den abscheulichen Gebrauch aufgelehnt haben, dessen Zweck es ist, im Voraus einen Scheidungsgrund zu schaffen, indem man den Anschein annimmt, als habe die Verbindung nur in Folge thatsächlichen Zwanges gegen einen der beiden Theile stattgefunden.

Nach der Einsegnung hielt ich es für meine Pflicht, noch einige Worte an das junge Paar zu richten, in denen ich ihnen die Heiligkeit und den Ernst des eben geschlossenen Bundes ans Herz legte, und da mir das unpassende postscriptum des Fräulein von Iwinska noch in Erinnerung war, so stellte ich ihr vor, wie sie in ein neues Leben eintrete, das nicht mehr ausschließlich den Freuden und Amüsements der Jugend gewidmet sei, sondern ernste Pflichten und schwere Prüfungen mit sich bringe. Es schien mir auch, als ob dieser Theil meiner Rede

eines tiefen Eindrucks auf die Braut sowohl wie auf alle meine Zuhörer, welche deutsch verstanden, nicht verfehle.

Donnernde Schüsse und Freudengeschrei empfingen den Zug, als er die Kapelle verließ. Das Festmahl war ausgezeichnet, man brachte den besten Appetit dazu mit, und eine Weile hörte man nichts anderes als das Klappern der Messer und Gabeln; aber bald begann man, angeregt von Ungarwein und Champagner, zu plaudern, zu lachen und selbst zu schreien. Die Gesundheit der Braut wurde mit Begeisterung ausgebracht, und kaum hatte man sich wieder gesetzt, als ein alter Pan mit weißem Schnurrbarte sich erhob und mit schallender Stimme begann:

Ich sehe mit Schmerz, daß unsere alten Gebräuche immer mehr verloren gehen. Unsere Väter würden diesen Toast niemals aus Crystallgläsern getrunken haben. Wir tranken ihn aus dem Schuhe der Braut oder vielmehr aus ihrem Stiefel, denn zu meiner Zeit trugen die Damen rothe Maroquinstiefel. Laßt uns zeigen, meine Freunde, daß wir noch echte Lithauer sind! Und du, Herrin, gestatte mir deinen Schuh!

Die Braut antwortete erröthend und mit unterdrücktem Lachen:

Komm und hole ihn, Pan . . . aber ich thue dir nicht Bescheid aus deinem Stiefel!

Der Pan ließ sich das nicht zweimal sagen.

Er kniete in galanter Weise nieder, zog der Braut

einen kleinen weißen Atlasschuh mit rothen Hacken vom Fuße, füllte ihn mit Champagner und trank so schnell und so geschickt, daß nicht mehr als die Hälfte auf sein Kleid floß. Der Schuh ging nun von Hand zu Hand, und alle Männer tranken daraus, obwohl ihnen das Kunststück nicht ohne Mühe gelang. Dann forderte der alte Herr den Schuh als kostbare Reliquie zurück, und Frau von Dowghiello beauftragte eine Kammerfrau, die Toilette ihrer Nichte wieder zu vervollständigen.

Diesem Toast folgten viele andere, und bald wurden die Tischgenossen so laut, daß es mir nicht passend erschien, länger unter ihnen zu verweilen. Ich flüchtete mich, ohne daß Jemand Acht darauf hatte, und ging, um draußen im Freien frische Luft zu schöpfen.

Aber auch hier erwartete mich ein wenig erbaulicher Anblick. Die Dienerschaft und die Bauern, denen man Bier und Branntwein gegeben hatte, so viel sie wollten, waren zum größten Theile schon betrunken. Sie hatten sich geprügelt und gegenseitig die Köpfe zerschlagen. Hie und da wälzten sich Betrunkene ohne Bewußtsein auf der Wiese, und der Festplatz sah einem Schlachtfelde nicht unähnlich. Gern hätte ich auch die volksthümlichen Tänze in der Nähe gesehen, aber der größte Theil wurde von frechem Zigeunergesindel ausgeführt, und ich hielt es nicht für gerathen, mich in das Getümmel zu mischen. Ich begab mich deßhalb in mein Zimmer, las noch eine Weile, entkleidete mich dann und schlief bald ein.

Ich erwachte, als die Uhr des Schlosses drei schlug.

Die Nacht war klar, obgleich sich der Mond mit einem leichten Nebelschleier umzogen hatte. Meine Versuche, wieder einzuschlafen, gelangen nicht; wie ich gewöhnlich in solchen Fällen zu thun pflege, wollte ich ein Buch nehmen und lesen, aber ich konnte keine Schwefelhölzer im Bereich meiner Hände finden. Ich stand also auf und suchte tastend im Zimmer umher, als plötzlich ein sehr großer, undurchsichtiger Körper mein Fenster verdunkelte und mit dumpfem Geräusch zur Erde fiel. Mein erster Eindruck war, daß es ein Mensch sein müsse, und daß wahrscheinlich einer der betrunkenen Hochzeitsgäste aus dem Fenster gestürzt sei. Aber als ich mein Fenster öffnete und hinausblickte, sah ich nichts. Endlich zündete ich Licht an, legte mich wieder ins Bett und las in meinem Glossarium, bis man mir den Thee brachte.

Gegen elf Uhr begab ich mich in den Salon, wo ich viele matte Augen und angegriffene Gesichter fand; man war, wie ich hörte, sehr spät auseinandergegangen. Der Graf und die junge Gräfin waren noch nicht erschienen. Halb zwölf begann man, nach vielen häßlichen Scherzen, erst leise, dann laut über diese Verzögerung zu murren. Dr. Fröber übernahm es endlich, den Kammerdiener hinaufzuschicken und an die Thür des Grafen klopfen zu lassen. Der Mensch kam nach Verlauf einer Viertelstunde etwas bestürzt zurück und sagte dem Doctor, er habe mehr als ein Dutzend Mal geklopft, ohne Antwort zu erhalten. Wir, der Doctor und ich, beriethen uns nun mit Frau von Dowghiello. Die Unruhe des Kam-

merdieners hatte mich angesteckt, und schließlich stiegen wir alle Drei mit ihm hinauf.

Vor der Thür der jungen Gräfin fanden wir die Kammerfrau derselben in großer Bestürzung. Sie behauptete, ihrer Herrin müsse ein Unglück zugestoßen sein, denn ihr Fenster stehe weit offen. Mit Schrecken erinnerte ich mich des schweren, vor meinem Fenster niederfallenden Körpers. Wir schlugen jetzt mit aller Gewalt gegen die Thüren. Keine Antwort. Endlich brachte der Kammerdiener eine Eisenstange herbei, und wir sprengten das Schloß . . .

Der Muth fehlt mir, den Anblick zu beschreiben, der sich uns darbot. Die junge Gräfin lag mit furchtbar zerrissenem Gesicht und zerfleischtem Halse, mit Blut überströmt todt in ihrem Bette. Der Graf war verschwunden, und Niemand hat je wieder etwas von ihm gehört.

Der Doctor besichtigte den Hals der jungen Frau.

Diese Wunden sind nicht durch ein Schneidinstrument hervorgebracht worden, rief er; sie sind gebissen!

* * *

Damit klappte der Professor sein Buch zu und schaute nachdenklich ins Feuer.

Ist die Geschichte zu Ende? fragte Adelheid.

Zu Ende! entgegnete der Professor düster.

Aber warum haben Sie dieselbe Lokis genannt? fragte sie. Keine einzige der handelnden Personen führt diesen Namen.

Es ist auch kein Menschenname, erwiderte der Professor. — Hören wir einmal, ob Theodor weiß, was Lokis heißt?

Nicht im Entferntesten.

Wenn du von dem Gesetz des Ueberganges vom Sanskrit zum Lithauischen gehörig durchdrungen wärest, so würdest du in Lokis das Wort arkcha oder rikscha erkannt haben. Man nennt in Lithauen dasjenige Thier Lokis, welches bei den Griechen ἄρκτος, bei den Lateinern ursus und bei den Deutschen Bär heißt.

Jetzt werdet ihr auch mein Motto verstehen:

Miszka su Lokiu
Abu du tokiu.

Ihr wißt, daß in dem Gedicht von Reineke dem Fuchs der Bär Meister Braun heißt, bei den Slaven heißt er Michel, Lithauisch Miszka, und dieser Spitzname wird fast immer anstatt des Gattungsnamens Lokis gebraucht. Es geht damit ähnlich wie bei den Franzosen, die das neulateinische Wort grupil oder gorpil vergessen und dafür Renard angenommen haben. Ich könnte noch mehr derartige Beispiele anführen . . .

Aber Adelheid bemerkte, daß es bereits spät sei, und so trennte man sich.

Mérimée, Prosper,

Lokis Aus dem Französischen von Auguste Scheibe

(München) (1876)